

Gefangen im Übergang

Essay zur Entwicklung Südafrikas Ende 1992



von
Burkhardt J. Huck

Neueditiert in Berumbur im Juni 2020



Im Sommer 1992 arbeitete ich an einem Beitrag für eine Konferenz der Vereinten Nationen über die Zukunft der Rüstungsindustrie in den Entwicklungsländern. Joachim Krause, der damals das Forschungssekretariats der Stiftung Wissenschaft in Ebenhausen bei München leitete, war vor etwa einem Jahr vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) „angeregt“ worden, die Rüstungspolitik von Staaten der Dritten Welt zu untersuchen und die Frage zu beantworten ob und mit Hilfe welcher Kriterien eine „übermäßige“ Rüstung von Ländern festgestellt werden kann, die deutsche Entwicklungshilfe beziehen. Dahinter stand die Hoffnung künftig bei Empfängerländern politische Rahmenbedingungen bei der Vergabe von Entwicklungshilfe stärker zu berücksichtigen und damit einer Forderung nachzukommen, die sich einiger Popularität erfreute. Für zwölf Länderstudien waren bald namhafte Autoren gefunden, doch schien das nicht zu genügen.

Im Spätsommer erfuhr ich davon durch Winrich Kühne, dem Leiter der Forschungsgruppe Afrika. Wir strebten beide unseren Autos auf dem Parkplatz zu, als er mich entdeckte und mit einem lauten „Hallo Herr Huck, gut dass ich Sie treffe...“ zu einem Gespräch aufforderte. Vor über einem Jahr hatte ich ihn nach meiner ersten Reise nach Südafrika aufgesucht, um meine Erfahrungen fachlich valide einzuordnen. Das hat er nicht vergessen, denn er sprach mich mit den Worten an: „Wann fahren Sie wieder nach Südafrika?“ Ich hatte vor wenigen Tagen tatsächlich einen Flug für zwei Personen nach Kapstadt gebucht, um meine Freunde im nahen Stellenbosch, die ich Ende 1990 nach langen Jahren zum ersten Mal wiedersehen konnte, erneut zu besuchen und ein paar Tage in einem Ferienhaus am Meer in Hermanus zu verbringen. Ich erzählte ihm davon und erntete eine weitere Frage: „Sie haben doch sicher von der Ausweitung des BMZ-Projekt gehört?“ „Bisher nur wenig was mein Fachgebiet betrifft.“ „Aber Militär, Rüstung und Sicherheitspolitik sind ein wichtiger Gegenstand des Projekts!“ „Ich weiß davon durch meinen Referatsleiter. Aber Peter Böttger meinte, dass wir da eher ein Assistentenrolle spielen“, antwortete ich. „Können Sie sich vorstellen ein Länderkapitel über Südafrika zu übernehmen? Als Leiter der Forschungsgruppe Afrika habe ich einige andere Projekte zu bewältigen. Südafrika ist schließlich nur ein Staat unter den 53 Staaten Afrikas.“

Seine Aufforderung überraschte mich: „Ich freue mich über ihr Vertrauen, aber da ich erst einmal in Südafrika war fühle ich mich nicht kompetent. Warum macht das nicht unser Mann in Bonn, Klaus

von der Ropp, der hat doch weit mehr Erfahrung als die meisten Kaffeesatzleser?“ „Der ist in Bonn jetzt unabkömmlich, gerade in der Zeit nach der Wiedervereinigung, spielt die Musik jetzt hier vor Ort und demnächst in Berlin. Wir können aber auch das südliche Afrika nicht den Parteistiftungen allein überlassen, sondern müssen auch eigene Expertise vorweisen. Außerdem geht das Projekt um Sicherheitspolitik, Rüstung und Konversion und das ist doch ihr Fach! Und Sie wollen doch im Winter nach Südafrika reisen.“ „Ja nach Kapstadt, um mich zu erholen.“ „Dann müssen Sie doch ohnehin über Johannesburg fliegen. Drei Wochen vor Weihnachten kann man da noch einiges erreichen.“ „Aber ich habe doch bisher nur private Kontakte außerhalb meines Fachgebietes. Wie soll das gehen. Außerdem ist mein Englisch alles andere als flüssig!“ „Schriftlich ist es gut und bisher hat sich niemand über einen mündlichen Beitrag von Ihnen in Englisch beschwert, was wohl heißt, Sie werden trotzdem verstanden. Außerdem wird ihr Beitrag schriftlich in deutscher Sprache erwartet. Und machen Sie sich keine Sorgen über fehlende Kontakte. Die besorgt das Forschungssekretariat. Also, die Herausgeber des geplanten Nomos Bandes ‚Rüstung und Entwicklung‘ treffen sich morgen nach der Mittagspause um zwei. Nehmen Sie bitte an der Besprechung in der Bibliothek im D-Bau teil dann erfahren sie mehr!“ Ich sagte zu, wir gingen weiter zu unseren Autos und fuhren ab.



Klaus von der Ropp

Tolles Angebot, dachte ich auf dem Weg nach Hause, aber zur falschen Zeit. Bis zur Reise nach Kapstadt im Dezember stand noch die Teilnahme an der 42ten Pugwash Conference in Berlin, einem Seminar der Friedrich-Ebert-Stiftung über europäische Rüstungskooperation im Schwarzwald und einer einwöchigen UN Konferenz zur Konversion der russischen Luft- und Raumfahrtindustrie in Moskau an. Überall wurde wenigstens ein aussagekräftiges Thesenpapier erwartet, das ich meist nachts zu Hause schreiben musste. Tagsüber ließ die Arbeit für das Referat Internationale Sicherheit der Abteilung Bibliothek und Dokumentation ‚BuD‘ wenig Freiraum für solche Unternehmungen.

Deshalb wollte ich in der Winterpause privat nach Südafrika reisen, um mich zu erholen und nicht als Grünschnabel in Vorzimmern zu sitzen, um auf bedeutsame Personen zu warten, die versuchen mich einzunebeln. Andererseits hatte mein erster Besuch zehn Monate nach der Freilassung Mandelas so fragwürdige Eindrücke hinterlassen, dass ich nach Antworten suchen musste. Meine Freunde hatten mir Januar 1991 das Buch von Rian Malan „My Traitor’s Heart“ mitgegeben, das 1994 vom Rowohlt Verlag unter dem Titel „Mein verräterisches Herz – Mordland Südafrika“ veröffentlicht wurde. Es hat mich etwa so mitgenommen wie Bernhard Vespers Buch „Die Reise“ (Juli 1977 März Verlag).

Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Südafrika schien mir so ungewiss wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Deutschlands in den späten siebziger Jahren. Deutschland hatte sich inzwischen überraschenderweise aus der Falle befreit, in der es sich selbst gefangen hatte. Keine blühenden Landschaften im Osten, aber auch keine nordirischen Verhältnisse. Der endgültige Abzug der letzten russischen Streitkräfte sollte bis August 1994 abgewickelt sein. Die Neuordnung Europas geschah in atemberaubender Geschwindigkeit. Nach dem gescheiterten Putsch gegen Michael Gorbatschows und seiner Ablösung durch Boris Jelzin führte der Zerfall der Sowjetunion dazu, dass nicht nur von jenseits des Atlantiks auf die Ausdehnung von NATO und EU gedrängt wurde. Die vereinbarten Abrüstungsmaßnahmen wurden schneller verwirklicht als vorgesehen.

Nach der Freilassung Mandelas in Südafrika sollte sich der Übergang der ehemaligen britischen Kolonie zu Mehrheitswahlrecht und Demokratie unter dem dominanten Einfluss der ehemaligen Kolonialmacht und ihrer wirtschaftlichen Interessen ebenso rasch vollziehen. Die zahlreichen Treffen zwischen Wirtschaftsführern und Mitgliedern bzw. Beamten der Regierung mit Vertretern des ANC sollten noch unter der Präsidentschaft PW Botha die künftige Führungsschicht mit den realwirtschaftlichen Bedingungen des Landes bekannt machen und auf die Teilnahme an der Regierung vorbereiten.



Allister Sparks, einer der bestinformierten Journalisten Südafrikas, hat Verlauf, Inhalte und Teilnehmerkreis eines Treffens im Juni 1989 im Beau-Rivage Palace Hotel in Lausanne in dem 2006 Jahre erschienen Buch „Beyond the Miracle – Inside the New South Africa“ beschrieben (S.178ff). „Es war das erste Mal, dass Wirtschaftsexperten des ANC und der Regierung sich persönlich trafen und damit eine Debatte über die wirtschaftliche Realität begannen. Das Treffen war eines der erstaunlichsten Beispiele dafür wie eine Reihe von Geheimgesprächen den Weg für einen verhandelten Übergang ebneten.“ Die stellvertretende Führungsriege der südafrikanischen Notenbank und des Finanzministeriums traf auf die Vertreter des ANC Tito Mboweni und Maria Ramos, spätere

Führungspersonen der Notenbank bzw. des Finanzministeriums. Vier Tage hatten sie sich Zeit genommen, um die wirtschaftliche Zukunft Südafrikas mit einem Kreis von Experten aus Ländern der NATO wie des Ostblocks zu diskutieren. Im Zentrum stand die Frage, ob Nationalisierung und staatliche Lenkung der Wirtschaft entsprechend der Freedom Charter des ANC von 1955 in der gegenwärtigen wirtschaftlichen Situation Südafrikas und der weltwirtschaftlichen Verflechtung, später Globalisierung genannt, zu einer Umverteilung des Wohlstands führt.

Die Idee des „developmental State“ orientierte sich am Modell kapitalistischer Entwicklung, das den ostasiatischen Staaten im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts wirtschaftlichen Erfolg und erst später eine gelegentlich zweifelhafte Demokratie brachte. Ein Staat, der ins Wirtschaftsgeschehen regulierend eingreift, tut dies durch entsprechende Behörden, die bevollmächtigt sind, eine Vielzahl von Verhaltensregeln durchzusetzen, um die Bürger gegen Marktversagen oder Missbrauch der Marktmacht zu schützen und die Versorgung mit öffentlichen Gütern wie Ausbildung oder Gesundheitsfürsorge sicherzustellen. Der Entwicklungsstaat interveniert direkt, in dem er eine wachstumsorientierte Industriepolitik betreibt und Fehlinvestitionen in veraltete Industrien zu vermeiden versucht. Der Staat wird zum Träger von Modernisierungsprojekten und versucht durch internationale Kooperation den Kapital- und Technologiemangel zu kompensieren. Dieses auch von der Weltbank geförderte Entwicklungsmodell war in Südkorea, Taiwan oder Singapur aber auch im Nachbarland Botswana erfolgreich, hat aber in anderen Ländern zu nachhaltigen Wirtschaftskrisen geführt.

Zwei Monate nach der Freilassung Nelsons Mandelas, im April 1990 trafen sich Mitglieder der Drei-Parteien Allianz „Tripartite Alliance“ von ANC, SACP und dem Gewerkschaftsverband Cosatu in Harare, Zimbabwe. Nach Sparks fand hier ein grundlegende Neuorientierung weg vom Entwicklungsstaat statt. „Staatliche Interventionen ins Wirtschaftsgeschehen würden künftig vom Prinzip ‚Wachstum durch Rückverteilung‘ geleitet. Das sollte Beschäftigung wie Nachfrage stärken und wirtschaftliches Wachstum ermöglichen. Die Privatwirtschaft hätte sich nach den Vorgaben der Regierung zu richten. Der ANC würde eine positive Zusammenarbeit mit der Privatwirtschaft suchen und im Falle negativen Verhaltens ihren Pflichten nachkommen.“ Die südafrikanischen Wirtschaftsverbände waren durch diesen makroökonomischen Populismus verunsichert. Pieter le Roux leitet seit 1984 als Direktor das Institute for Social Development der Western Cape University, einer 1960 eröffneten Hochschule, die Coloureds für den niedrigen und mittleren Schuldienst bzw. eine entsprechende Laufbahn im öffentlichen Dienst ausbilden sollte. 1975 wurde erstmals ein schwarzer Wissenschaftler Rektor der WCU. 1982 wies die Universität die Apartheid Ideologie zurück und erklärte sich für nicht-rassistisch und der Entwicklung der armen Gemeinschaften in South Africa verpflichtet. 1983 erreichte die Universität den Autonomiestatus und war damit den etablierten „weißen“ Institutionen gleichgestellt. Nach der Übernahme des Rektorats durch Professor Jake Gerwel 1987 öffnete sich die WCU den Forderungen der demokratischen Massenbewegung. Eine steigende Zahl von schwarzen Schulabgängern wurde in die WCU aufgenommen (open admissions policy). Die Universität präsidierte sich selbst als „intellektuelle Heimat der Linken“.

Prof. le Roux organisierte ein weiteres Treffen zwischen ANC und Finanz- und Wirtschaftsleuten, das Ende April 1992 in dem idyllisch gelegenen Konferenzhotel Mont Fleur außerhalb Stellenbosch stattfand. Derek Keys, Finanzminister in der Regierung de Klerks, eröffnete die Tagung mit einem Überblick über die schwierige wirtschaftliche Zukunft des Landes. „Seit 1980 gab es ein krebsartiges Auswuchern der konsumbezogenen Ausgaben der Regierung zum Nachteil der investiven Ausgaben. Wirtschaftswachstum und Bruttoinlandsprodukt pro Kopf sind deutlich gesunken. Die technologische Revolution hat die Handelsbedingungen und damit den traditionellen Wachstumspfad für Rohstofflieferanten wie Südafrika verschlechtert. Der lange Rassenkonflikt und eine militante Arbeiterschaft haben das Vertrauen der Unternehmer geschädigt. Ein starkes Ansteigen der Arbeitslosigkeit wird die Folge sein. Die rapide Verstädterung überfordert die Städte, während ländliche Gebiete vor dem Versorgungskollaps stehen. Politische und kriminelle Gewalt explodiert,

schwarze Schulen funktionieren häufig nicht, das Gesundheitssystem kann der steigenden Nachfrage nicht entsprechen und der soziale Zusammenhalt der schwarzen Mehrheitsgesellschaft zerbricht daran. Wenn die Entwicklungstrends der letzten zehn bis 15 Jahre nicht in eine andere Richtung gelenkt werden, werden alle Probleme bis zum Ende des Jahrzehnts unlösbar sein.“ „Wirklich ernüchternde Nachrichten für eine Befreiungsbewegung, die seit Jahren davon träumt, dass wenn sie endlich die Macht erobert hat, sie in der Lage wäre ihr Volk, das so über drei Jahrhunderte diskriminiert und unterdrückt wurde, durch ein umfassendes Programm der sozialen Wohlfahrt zu emanzipieren.“ So der Kommentar Sparks zum Vortrag des Finanzministers.

Mit Hilfe von 32 verschiedenen Szenarien wurde anschließend das Entwicklungspotential der Wirtschafts- und Finanzpolitik unter unterschiedlichen politischen Rahmenbedingungen untersucht. Schließlich blieben vier übrig, die man gründlicher prüfte. Die Diskussion konzentrierte sich schließlich auf zwei Szenarien: Im ‚Ikarus‘ Szenario folgt die neue Regierung einer Politik wirtschaftlichen Populismus und stärkt die Nachfrage durch Lohnerhöhung und wachsende Staatsausgaben. Im Szenario ‚Der Flug der Flamingos‘ verspricht eine politische Verhandlungslösung und damit ein höheres Maß an Legitimation. Die neue Regierung erhöht die Sozialausgaben im Rahmen einer disziplinierten Finanzpolitik und versucht mit einer ausgewogenen Wirtschaftspolitik Rahmenbedingungen zu schaffen, die Investitionen attraktiv machen und zu einer Neuorientierung der Industrie zur Produktion von verarbeiteten Gütern für den Export führen. Trevor Manuel und Tito Mboweni, späterer Notenbankchef, waren Mitglieder der Gruppe, die sich am Flamingoszenario beteiligte. Manuel, der bis dahin „Wachstum durch Rückverteilung“ erreichen wollte, war beeindruckt vom Scheitern des Ikarus Szenarios. Zwei Monate später entwarf der ANC auf einer größeren Konferenz einen umfassenden Satz politischer Leitlinien genannt „Ready to Govern“.

„Die große Kehrtwende“, wie Sparks die Neuorientierung nennt, hat stattgefunden und wird die Wirtschafts- und Finanzpolitik Südafrikas von nun an dominieren. Rückverteilungsprogramme zur Sicherstellung des Grundbedürfnisse des Volkes sowie die Öffnung der Wirtschaft für alle bisher ausgeschlossenen Bevölkerungsgruppen werden zwar im Kapitel D über Wirtschaftspolitik neben einer Restrukturierung der Gesamtwirtschaft auf der Basis einer neuen, umfassenden und nachhaltigen Wachstums- und Entwicklungsstrategie für alle Wirtschaftssektoren als grundlegende Prinzipien angeführt, um die durch das Apartheidsystem erzeugte Armut und extremen Ungleichgewichte zu beseitigen. Das soll aber nun unter Beachtung des gesamtwirtschaftlichen Gleichgewichts, einschließlich Preisstabilität und einer ausgewogenen Außenhandelsbilanz stattfinden. „We envisage that such a developmental state will, in consultation with the organs of civil society, especially at local level, have primary responsibility for responding to basic needs of population in the areas of health care, education and basic social security. In addition it will be responsible for the provision of infrastructure in the form of roads, dams, telecommunication, transport and power stations, as well as for the furnishing of utilities such as water, electricity and waste disposal services, in ways that empower community-based organisations.“

Der Entwicklungsstaat gewährt auch das Grundrecht auf Wohnung und die Grundversorgung mit Wasser, Abwasser, Müllabfuhr und Elektrizität (Abschnitt G. Housing). Kleine und mittelständische Bauunternehmen sollen im Wohnungsbau bevorzugt werden. Die Privatisierung wird abgelehnt. Der Staat wird das nötige Land ankaufen, um Spekulationen entgegenzuwirken. Das Recht auf Wohnung bedeutet aber nicht, dass Land wie Wohnung bzw. Haus in individuellen Besitz übergehen. Das Recht des demokratischen Staates in strategischen Bereichen der Wirtschaft zu nationalisieren, Erwerb von Aktienpaketen oder Einrichtung neuer Staatsunternehmen wird ebenso bestätigt wie das Recht des Staates Privatisierung von staatlichen Unternehmen zu betreiben, um die Folgen bisheriger Diskriminierung zu lindern (affirmative action).

Eine Kopie des Regierungsprogramms des ANC hatten mir meine Freunde aus Kapstadt vor wenigen Tagen zugefaxt. Ich habe den Text am Abend zu Hause endlich zur Hand genommen und gelesen.

Kapital Q „Peace and Security“ weckte mein Interesse und bestätigte, dass der Geist Mandelas in ihm zu finden ist. Da ist von gewaltfreier Konfliktbewältigung die Rede, von der Abschaffung der Wehrpflicht und der Wehrdienstverweigerung, von demokratischen und vom Parlament kontrollierten Streitkräften, der Beachtung der Menschen- und Grundrechte durch alle Sicherheitskräfte. Die Streitkräfte sollen künftig politisch neutral sein und können im Inneren nur im Notfall (extreme circumstances) durch Parlamentsentscheidung eingesetzt werden. Andererseits sollen sie die Zivilbehörden bei der sozioökonomischen Rekonstruktion und im Falle von Naturkatastrophen unterstützen.

Am nächsten Tag, als ich nach dem Kaffee mit Joachim Krause, Veronika Büttner und Winrich Kühne im Forschungssekretariat der SWP zusammensaß, schien eine ganz andere Sonne als an dem Tag, als ich von Kühne angesprochen wurde. Die Idee die Realität und Zukunft dieses Land zu erforschen und beratend die anderen Länderstudien aus dem Blickwinkel meines Fachgebiets zu betreuen war eine wissenschaftliche Herausforderung, die ich nicht ausschlagen konnte. Ich beriet mich mit Peter Böttger, der erfreut darüber war, dass unser Referat so stark an diesem anspruchsvollen Projekt beteiligt wird und steckte am späten Nachmittag eine entsprechend formulierte Zusage in eines der grauen Couverts, die damals noch die E-mail ersetzen.

Bibliothek und Dokumentation der Stiftung Wissenschaft und Politik hatten sich seit den Anfängen in den frühen sechziger Jahren unter der Leitung von Dagobert Sörgel und Dietrich Seydel zu einer der führenden Einrichtungen in Europa entwickelt. Die enge Zusammenarbeit zwischen der Nachfrageseite – den Forschungsgruppen der SWP und des Bonner Büros unter der Leitung von Klaus von der Ropp – ermöglichten den Aufbau einer der besten Datenbanken zum Fachbereich, die heute via Internet online ebenso öffentlich zugänglich ist wie ein großer Teil der Forschungsergebnisse. Als Referent dieser Abteilung hatte ich sowohl den Zugang als auch das Know How, um mich dieser Datensammlung zu bedienen. Die Zeitschriften-, Jahrbuch-, Zeitungs- und Magazinbestände der Forschungsgruppe Afrika waren zwar sehr ergiebig, aber das Sahnehäubchen, die sogenannte graue Literatur war sehr flach. Die besorgten die Forscher bei Besuchen vor Ort oder erhielten sie über ein Netzwerk von Fachkollegen. BuD betrieb zwar inzwischen mit 10 Partnerinstituten ein Datenbanknetzwerk zu allen Bereichen der internationalen Politik, Wirtschaft, Sicherheit und der Länder- und Regionalkunde. Aber dieses Netzwerk war, obgleich als online-Verbundnetz deutschlandweit zugänglich, nicht mit dem Internet von heute vergleichbar. Es war eine Referenzdatenbank, d.h. sie enthielt bibliographische Angaben, inhaltliche Erschließung und Signaturen sowie Standorthinweise. Die jeweiligen Volltexte mussten dann in Papierform aus den Archiven geholt werden. Außerdem gab es ein Pressarchiv in dem entsprechendes Pressematerial gesammelt wurde. Trotz vorzüglicher öffentlicher Quellen wie etwa ‚Africa Confidential, Africa Insight, Africa Report, Africa Research Bulletin, African Affairs, Development Southern Africa, Jane’s Defence Weekly, Jeune Afrique, Journal of Contemporary African Studies, Southern African Record, Leadership South Africa’ etc. sowie der wichtigsten Zeitungen aus dem südlichen Afrika blieben auch nach sorgfältiger Auswertung vor allem Lücken im Bereich Statistik, die auch die zahlreichen internationalen Statistiken nicht füllen konnten. Im Laufe des Jahres 1992 wurden zwar immer mehr Details der geheimen südafrikanischen Rüstungsprojekte bekannt, aber Zahlen zu Verteidigungshaushalt, Rüstungsindustrie oder Rüstungsexporten waren kaum aussagekräftig.

In den letzten Jahren hatte ich mich mühselig und erfolgreich durch den Nebel gekämpft, hinter dem die Staaten von NATO und Warschauer Pakt das wahre Ausmaß ihrer Rüstungsanstrengungen geheim zu halten versuchten. Die Verhandlungen und schließlich der Vertrag über die konventionellen Streitkräfte in Europa haben zu einer bis dahin ungewohnten Transparenz geführt. Auch in Südafrika zeigten sich Ansätze einer neuen Offenheit. Zwei Besucher aus Südafrika, die die Ereignisse im Land aus der Innenansicht schildern konnten hatten sich im September in Ebenhausen angesagt. Ken Owen, Chefredakteur der einflussreichen südafrikanischen Wochenendausgabe „The

Sunday Times“ berichtete sehr detailliert über den Stand und Perspektiven der Verhandlung zwischen ANC und NP und bot mir darüber hinaus an, mir aus dem Pressearchiv seiner Zeitung alles zuzusenden, was nützliche Informationen über die Neustrukturierung der Streitkräfte, der Planung, Beschaffung und Produktion der Republik Südafrika sowie die Positionen der Verhandlungspartner in Pretoria enthält. Als er hörte, dass ich im Dezember nach Johannesburg kommen würde, entgegnete er trocken: „Dann müssen Sie mich in Knysna an der Südküste besuchen kommen. Ich werde wie alle Pressemenschen ab Mitte Dezember dort in meinem Ferienhaus Urlaub machen. Es gibt ein sehr gutes Hotel in meiner Nähe. Das Belvidere wird Ihnen gefallen!“



Der zweite Besucher war Deon Geldenhuys, Professor für Politik an der Universität von Johannesburg. Wir trafen uns an einem sonnigen Septembernachmittag auf der Terrasse des Mövenpick im Lenbachhaus in München. Es war mir, als ob die düstere Prognose, die er für die künftige Entwicklung Südafrikas beschrieb, ihn persönlich bedrückte. Zum Abschied überreichte er mir das Buch „South Africa 1994-2000 – A popular history“ von Tom Barnard, das 1991 von Southern Book Publishers im Halfway House in Midrand veröffentlicht wurde. In dieser der Geschichte vauseilenden Beschreibung des Übergangs Südafrikas zu Verfassung und Demokratie verlässt Nelson Mandela bereits 1993 unter tragischen Umständen die Szene. Sein Nachfolger als Präsident des ANC wird der moderate, liberale und britisch ausgebildete Eminent Magqabi (Mbeki), der als Präsident die erste Sitzung des ersten frei gewählten südafrikanischen Parlaments in Cape Town eröffnet. In seiner Rede vor dem Parlament identifiziert er vier Bereiche, die für die sozioökonomische Befreiung entscheidend sind: Erziehung, Wohnungswesen, Beschäftigung und Gesundheit. Der Staatshaushalt würde diese vier Prioritäten reflektieren. Die steigenden Kosten würden durch vier Maßnahmen gegenfinanziert. Die erste sah eine Umschichtung der Ausgaben für „Sicherheit“ vor. Für Streitkräfte, das staatliche Rüstungsunternehmen und Beschaffungsamt Armscor, die Geheimdienste und die Polizei würde künftig deutlich weniger ausgegeben. Die Sparkonten im Inland werden zum Aufbau „der produktiven Infrastruktur“ herangezogen. Unternehmen und Einkommenssteuern werden kräftiger besteuert. Ausländisches Kapital soll als Anleihe oder Entwicklungshilfe die heimischen Finanzierungsquellen ergänzen.

Der weitere Fortgang der Geschichte der südafrikanischen Zukunft nach Tom Barnard: 1998 stürzt die „Class of 76“, also die Soweto Generation, Magqabi. Auf einem hastig einberufenen Parteitag wird der bisherige Verteidigungsminister Trevor Qunta zum Präsidenten des ANC und wenige Wochen später zum Präsidenten der Republik gewählt. Dem Parlament verkündet er ein Wirtschaftsprogramm, das auf beschleunigte Rückverteilung von landwirtschaftlichem Grund zielt sowie das Aufbrechen der Monopole und damit das Ende der Konzentration des Wohlstandes in wenigen weißen Händen. Die Unternehmen werden gezwungen soziale Verantwortlichkeit zu übernehmen und sich z.B. an Wohnungsbauprogrammen zu beteiligen. In Ergänzung wird die Regierung eine neue Strategie für die Industriepolitik entwickeln, die sich an der Produktion von Gütern für die Mehrheit und nicht an den Bedürfnissen einer wohlhabenden Minderheit orientiert.

Bemerkenswert ist, dass in diesem Szenario von 1991 zum ersten Mal das mögliche Ausmaß der AID's Erkrankungen eingeschätzt wird: „Mindestens 3 von 10 Arbeitern des informellen Sektors waren im Jahre 1998 HIV positiv. Insgesamt wird mit 3 Millionen Infizierten gerechnet. Die Zahl der Todesopfer hat 1998 355.000 erreicht und wird im Jahr 2004 1 Millionen erreichen.“ Ab Seite 94 jedoch dreht sich die Prognose in eine damals beliebte, aber wenig begründete Richtung. Präsident Qunta gerät in Konflikt mit den weißen Afrikanern, die sich in großer Zahl im trockenen Nordwesten des Landes in Orania angesiedelt haben und dort gegen den erbitterten Widerstand der Regierung Qunta einen eigenen Staat errichten und u.a. auch mit der Androhung eines Nuklearwaffeneinsatzes verteidigen. Südafrika spaltet sich im Jahre 2004 schließlich in zwei Staaten: den Afrikanerstaat Orania und den Vielvölkerstaat Azania.

Im realen Südafrika entschied sich am 18. März 1992 eine Mehrheit von 68,8% der wahlberechtigten weißen Bewohner Südafrikas für politische Reformen mit dem Ziel das System der Rassentrennung abzuschaffen und eine Regierung zu bilden, die alle Rassen gleichberechtigt einschließt. Selbst der Orange Free State, in dem fünf der sieben Parlamentssitze von Neinsagern der Conservative Party besetzt waren, entschied sich mit Mehrheit dafür. Auch Pretoria, das Symbol des Afrikanerdoms stimmte mit 57% dafür. Die Gefahr, die vom Widerstand der Afrikaaner ausging schätzte ich deshalb als geringer ein, als die Gefahr, die vom Machtkampf zwischen ANC, Inkhata, den Führungscliquen der ‚Bantustans‘ und dem noch immer intakten Netzwerk des Sicherheitsapparats ausging

Bereits bei meinem ersten Besuch in Südafrika wunderte ich mich darüber, dass meine Gastgeber, die weder die Politik der Apartheid noch den dazugehörigen Staat unterstützten, Zweifel an der Entscheidung des südafrikanischen Staatspräsidenten de Klerk, Mandela freizulassen, äußerten. Sie befürchteten eine langdauernde und gewalttätige innenpolitische Dauerkrise. Zur Illustration ihrer Besorgnis führten sie die Nachfragen von Arbeitern aus den umliegenden Obst- und Weinfarmen an, wann sie denn nun ihr Stück Land erhalten würden, das ihnen nach der Wende zustehe. Sie waren der Meinung, dass der ANC zu schwach sei, um die Regierung zu übernehmen. Nicht weil seine Führung schwarz war, sondern weil ihnen die nötige Ausbildung fehlt. Befreiungskämpfer seien zudem als Politiker wenig tauglich. Die Basis des ANC sei zu schmal, das Programm unklar, der Einfluss der kommunistischen Partei zu stark. Mandela sei ein nobler Mann, aber seine Freilassung sei ein Fehler. Die Afrikaaner sollten stur bleiben und die neue Reformregierung dominieren. Als ich nachfragte, wie lange dieser Zustand dann dauern sollte, bekam ich als Antwort: „Bis die wirtschaftliche Lage sich verbessert und stabilisiert hat.“ Etwa zur selben Zeit gewann Bill Clinton mit dem Satz „It's the economy, stupid..“ viele Herzen wie Geldbeutel für die Demokratische Partei und anschließend die Wahl.

Ende November traf tatsächlich ein Paket von Ken Owen in Ebenhausen ein. Das Material war mir sehr willkommen denn inzwischen bearbeitete ich eine Anfrage von Klaus von der Ropp aus Bonn nach einer Materialsammlung zu „Aktuellen sicherheitspolitischen Entwicklungen im südlichen Afrika“. Ich hatte dadurch eine gute Übersicht über die Quellenlage wie die Defizite. Letztere waren beachtlich, vor allem was Details und aktuelle Entwicklung der Verhandlungen zwischen ANC und NP sowie die Zukunft der Streitkräfte und der Rüstungspolitik betraf. Klaus von der Ropp verteilte den dicken Band in Bonn und sorgte mit entsprechendem Begleitschreiben dafür, dass zur Weihnachtszeit ein Dutzend Exemplare an alle Botschafter der Region verschickt wurden. Die Dankeschreiben der Exzellenzen trafen später ein und wurden für den Jahresbericht der Abteilung sachgerecht in Hängemappen untergebracht. Ein Exemplar nahm ich Mitte Dezember 1992 mit auf meine Reise nach Johannesburg. Ich hatte für den 17. Dezember einen Termin mit Paul Bolko Mertz vereinbart. Das von Jakkie Cilliers und ihm gegründete Institute for Defence Politics hatte seinen Sitz im Business Park „Halfway House“ in Midrand zwischen Johannesburg und Pretoria gelegen. Man hatte für mich und meine Begleitung ein Zimmer im Carlton Hotel in Johannesburg gebucht. In diesem Hotel hat der ANC am 14. September 1991 den Abschluss des National Peace Accord gefeiert und es anschließend häufig als Verhandlungsort genutzt.

Die ausladenden Ledergarnituren in der großräumigen Lobby waren bei unserer Ankunft dichtbesetzt von schwarzen Landsleuten in feinen Anzügen, die lebhaftes Gespräch führten. Ich konnte die Rezeptionistin kaum verstehen, die mir verständlich zu machen versuchte, dass ich nicht im Haupthaus, einem über dreißigstöckigen Hochhaus, wohnen sollte, sondern in einem Nebentrakt. Aus Sicherheitsgründen. Der Zimmerpreis sei derselbe. „Sie haben von dort jederzeit Zugang zum Restaurant oder den Pool. Ich gebe Ihnen eine Karte mit der sie die Zimmertür öffnen und sich auch beim Sicherheitspersonal ausweisen können. Ohne eine solche Karte kommt niemand durch.“ Wir folgten, beladen mit Handgepäck und Tüten einem livrierten Angestellten, der unsere Koffer zog, in einen der Aufzüge. Im vierten Stock verließen wir ihn und gelangten über eine verglaste Brücke über die Kruger Street in den Sicherheitstrakt.



Der Eingang wurde von einem uniformierten Schwarzen mit umgehängter Maschinenpistole Marke Uzi bewacht. Neben dem Eingang stand ein Tisch mit Monitoren und flackernden Bildern aus den Überwachungskameras für jedes Stockwerk des Trakts. Ein weiterer uniformierter Sicherheitsmann, der die Monitore beobachtete, steckte die Zimmerkarte in ein Lesegerät. Es dauerte bis das Drehkreuz mit einem lauten Klacken den Weg zu einem Aufzug freimachte, der uns in den achten Stock brachte. Das Zimmer war angenehm temperiert und durch hohe Fenster hatte man eine exzellente Aussicht auf die Main Street. Wir waren am Morgen angekommen und es war etwa 11 Uhr. Die Hitze und grelles Sonnenlicht lagen auf der Main Street. Wenige Passanten bewegten sich auf den breiten Gehsteigen. Auf einem Beistelltisch lag die aktuelle Ausgabe der Tageszeitung „The Star“. Daneben die Speisen- und Getränkekarte des Restaurants im zehnten Stockwerk. Auf Anfrage erfuhr ich, dass Mittagessen ab 12 Uhr zu haben sei und buchte einen Tisch für 1 pm. Es blieb also Zeit mich am Fenster in einen Sessel mit Blick auf die Main Street zu setzen und The Star in die Hand zu nehmen. Bereits die Titelseite enthielt mehr Nachrichten über Kriminalität und Terror als man in einem ganzen Monat in vergleichbaren europäischen Zeitungen finden kann. Es gab eine eigene Rubrik, die mehrere kurze Nachrichten über die Autodiebstähle des letzten Tages enthielt. Damals waren die Sicherheitssysteme der bei den Dieben besonders bevorzugten Modelle von BMW oder Mercedes noch ziemlich dürftig. Die meisten Autos kamen durch Überfälle in Tiefgaragen, an roten Ampeln oder an der Einfahrt zu sich automatisch öffnenden Garagentoren abhanden. Die Täter gingen dabei meist rücksichtslos vor. Von den zehn Überfällen des letzten Tages endeten 4 mit dem Tod des Besitzers. Die Fahrzeuge blieben in der Regel verschwunden, weil sie wohl unverzüglich über die Grenze zu Mozambik nach Maputo gebracht wurden. Daneben fand sich ein kurzer Bericht über den Beschuss eines Vorortzuges mit Maschinengewehren. Mehrere Waggons wurden durchsiebt, vier Fahrgäste kamen ums Leben, einige wurden verletzt. Auf den Innenseiten gab es weitere Berichte über „normale“ Überfälle, Morde oder Vergewaltigungen in Soweto aber auch ganz in der Nähe des Carlton Hotels, das damals noch ein Luxushotel war.



Ich blickte auf die in der Hitze des Mittags nur von wenigen Passanten belebte Main Street. Der Verkehr bestand nur aus wenigen Autos, die sich in gemächlichem Tempo zwischen den modernen

Hochhäusern der Banken und Versicherungen auf das Carlton zu oder von ihm weg bewegten. Müde vom langen Nachtflug und geblendet von der Sonne, die sich in den goldenen Scheiben eines Bankturms spiegelte, schloss ich die Augen und begann etwas zu dösen. Meine Begleitung weckte mich auf: „Sieh mal, was die da unten machen!“ und deutete hinab auf die Main Street. „Da auf dem Gehweg vor der Bank! Da läuft einer mit einem Messer ganz dicht hinter einem Passanten her.“ Ich konnte das Messer nicht sehen, aber da lief wirklich ein langer, schlaksiger Kerl in Jeans, T-Shirt und Kraushaar dicht hinter einem mittelgroßen Mann in hellem Sommeranzug her. Der rechte Arm war abgewinkelt nach vorne zum Rücken des Mannes im Sommeranzug gestreckt. Letzterer griff langsam mit der rechten Hand nach seiner Brusttasche, entnahm ihr etwas und ließ Arm und Hand an der rechten für uns unsichtbaren Seite nach unten sinken. Der schlaksige Kerl wurde langsamer und der Mann im Sommeranzug eilte weiter. Der Kerl drehte sich plötzlich um und sprintete in die entgegengesetzte Richtung. Der Mann im Sommeranzug drehte sich um, hob die Arme in die Luft und begann mit ihnen zu rudern und zu gestikulieren. Ein Passant blieb stehen und begann auf den Mann einzureden. Der schien immer noch sehr aufgebracht begleitet aber schließlich den Passanten zum überdachten Eingang des Carlton Hotels, wo ich sie ebenso wenig sehen konnte, wie den schlaksigen Kerl, der nach rechts aus Blickfeld meines Fensters geriet.

Von der Straße drang kein Laut. Die Fenster waren schalldicht und ebenso goldbeschichtet wie die Fenster der anderen Gebäude und gewährten von Außen keinen Einblick. Wir sahen uns fragend an und versuchten etwas später beim Mittagessen im Restaurant ein paar Stockwerke höher eine Erklärung für das Gesehene zu finden. Vielleicht war es ein harmloser Vorfall zwischen Bekannten und kein Straßenraub? Wir einigten uns schließlich darauf, alle wichtigen Dokumente nebst Wertsachen und Kreditkarten im Hoteltresor zu lagern und nur das Nötigste mitzunehmen, wenn wir das Hotel verlassen. Das taten wir vorerst nicht, denn nach dem ausgezeichneten Essen entschlossen wir uns, Nachtisch und Kaffee im Café am Swimmingpool im zweiunddreißigsten und letzten



Stockwerk zu bestellen. Durch die hohen Aussichtsfenster kann man Johannesburg in Panoramansicht erkunden und zugleich im Pool schwimmen. Das Glasdach über dem Pool war beweglich und wegen der Mittagshitze geschlossen. Der gesamte Raum war voll klimatisiert, der Pool umgeben von großen echten Palmen in Betonrögen. Obwohl das Hotel 602 Zimmer hat, waren wir die einzigen Gäste am Pool. Vielleicht lag es am Wochentag: es war Montag. Abends rief ich Paul Mertz an, um den morgigen Termin zu bestätigen und zu fragen wie weit es eigentlich nach Midrand sei und ob es eine Zugverbindung gibt. „Nehmen Sie auf keinen Fall den Zug. Das ist zu riskant. Kommen Sie mit dem Taxi. Buchen Sie eines über die Rezeption des Carlton. Nehmen Sie kein Taxi von der Straße. Zu riskant! Gehen Sie auch nach Geschäftsschluss nicht mehr bummeln. Zu riskant!“ Ich wusste, dass der frühere Oberstleutnant der Bundeswehr Paul Mertz die Risikoeinschätzung selten übertrieb. Wir wagten es dennoch einen Bummel durch die in der Kühle des Abends plötzlich belebten Straßen der Umgebung zu unternehmen. Das Überangebot an Eindrücken, Gerüchen und Kaufangeboten, überlagert vom vielsprachigen Chor der geschwätzigen Passanten und die noch immer spürbare Hitze des Tages ließen uns jedoch bald umkehren.

Von Johannesburg erreicht man nach 58 Kilometern Fahrt auf der meist dreispurigen N1 das Zentrum der Hauptstadt Pretoria. Etwa in der Mitte des Weges liegt die Stadt Midrand. Das Institut for Security Studies hatte seinen Sitz in einem einstöckigen Haus mit einem rundgiebligen und weit hinab gezogenen Reetdach. Die Luft in dem hohen Empfangs- und Arbeitsraum unter dem von innen nicht verkleideten Reetdach war gewürzt von seinem Duft.



Paul-Bolko Mertz gab von 10 bis 2 Uhr einen Überblick über die Forschungsbereiche und – ergebnisse des Instituts. Danach war ein „Briefing“ durch den Pressesprecher von Armscor in Pretoria geplant. Einen Teil der Forschungsergebnisse kannte ich bereits aus den Veröffentlichungen der vom Institut seit 1991 herausgegebenen Zeitschrift „South African Defense Review“. Mertz war als Offizier der Bundeswehr und geprägt von der Konzeption der „Inneren Führung“, die darauf abzielt die Spannungen zu mildern, die sich aus den individuellen Rechten des freien Bürgers einerseits und den militärischen Pflichten des Soldaten andererseits ergeben. Sein Leitbild ist der Staatsbürger in Uniform. (vgl. Wikipedia) Die Konzeption wurde 1950 entwickelt als es um den Aufbau deutscher Streitkräfte ging, die, „wenn sie gesellschaftlich akzeptabel sein sollten, demokratietauglich sein und strikter parlamentarischer Kontrolle unterliegen mussten.“

Mertz und Cilliers hatten sich in zahlreichen Veröffentlichungen dafür eingesetzt, „dass der unausweichliche Wandel der Struktur und Orientierung des Staates und der Gesellschaft Südafrikas das Militär nicht ausschließt.“ Nun ging es darum die Verhandlungen über eine demokratische Übergangsverfassung entsprechend zu begleiten und für die nach den Wahlen 1994 zu erwartende vom ANC geführte Regierung eine Verteidigungspolitik zu entwickeln, die den nationalen, regionalen wie globalen Veränderungen entspricht. Eins wurde mir im Gespräch schnell klar: Eine Friedensdividende in finanzieller Hinsicht wird die Umstrukturierung der Streitkräfte vorerst nicht bringen.

Die Verteidigungsausgaben waren seit 1989 um 30% gekürzt worden. Die Integration der Kämpfer des ANC oder PAC und der Streitkräfte der Bantustan genannten Homelands in die geplanten South African National Defence Forces wird den Streitkräfteumfang deutlich erhöhen. Die Personalkosten waren im selben Zeitraum um 50% gestiegen, die Ausgaben für Beschaffung um 17% gesunken. Für die Beschaffung von militärischen Gerät sind mittelfristig Zusatzkosten zu erwarten, weil in einigen Jahren das vorhandene Inventar zum großen Teil veraltet ist und den Bedürfnissen von Streitkräften, die auch zur friedenserhaltenden Maßnahmen in der Region eingesetzt werden sollen, in keiner Weise entspricht. Das alte Regime konnte zwar Raketen testen und Nuklearwaffen herstellen, aber keine Schiffe, U-Boote oder Flugzeuge. Der Kampfhubschrauber Rooivalk steckte auch nach dem Flug des ersten Prototypen 1990 noch immer in der kostenträchtigen Entwicklungsphase und hatte kaum Freunde im ANC. Im April 1992 waren die für die Rüstungsproduktion zuständigen Tochtergesellschaften von Armscor in der Unternehmensgruppe Denel zusammengefasst worden. Denel ist seitdem nicht mehr dem Verteidigungsministerium zugeordnet, sondern dem Ministerium für wirtschaftliche Kooperation und Unternehmen der öffentlichen Hand. Armscor fungiert seitdem als Beschaffungsbehörde der Streitkräfte und hat die zusätzliche Aufgabe Rüstungsexporte zu kontrollieren und abzuwickeln. Ansätze der Umstellung von der militärischen zur zivilen Nutzung der Produktionsanlagen waren bei Armscor wie Denel rudimentär.

Gegen drei Uhr nachmittags sah ich nach etwa 30 Kilometer Fahrt auf der N1 Richtung Pretoria den pompösen Glaspalast des Armscor Building, in dem auch das Department of Defence residiert. Es liegt ähnlich dem Pentagon wie eine Festung in einem Autobahnring, im Inneren zusätzlich umgeben von mehreren Ringen aus überdachten Parkplätzen für die Tausende von Bediensteten, die in der Mehrheit weiß und wohlhabend mit dem eigenen Auto zu ihrem Arbeitsplatz fahren. Wir umrundeten die ganze Anlage indem wir auf die R50 abbogen, um den einzigen Zugang über Delmas Road bzw. Nassob Road zu erreichen. Dort liegt in einer weiteren Schleife, die R50 und Nassob Road bilden, in einem kleinen Park ein Herrenhaus samt Nebengebäuden. Das Haupthaus, ein zweistöckiges Haus mit mehreren vorgesetzten Spitzgiebeln, gekrönt von einem kleinen Türmchen mit obeliskentypiger Haube, ist im Erdgeschoss vollständig von einer überdachten Terrasse umrahmt. Geländer und Stützen sind in dem Grün gehalten, das in der Flagge der Zuid-Afrikansche Republiek zu finden ist und heute den ypsilonförmigen Querbalken der neuen Nationalfahne bildet. Die weißen Stützbögen dazwischen und ziegelrote Rundbögen über den Fenstern ergeben einen lebhaften Kontrast. Einen Teil des ersten Stockes zierte eine ebenso gestaltete Balkonkonstruktion. Das über 100 Jahre alte Gebäude wird als Gästehaus von Armscor, Denel und südafrikanischem Verteidigungsministerium

benutzt. Hier werden Kunden, Presseleute oder Diplomaten empfangen aber ebenso Schulungen oder Beratungsgespräche geführt.



Auftreten und Vortrag von Don Henning, damals Leiter der Abteilung Presse und Öffentlichkeitsarbeit unterschied sich wenig von dem der Sprecher von Unternehmen wie MBB, GIAT, British Aerospace oder der russischen Rüstungsindustrie. Voller Stolz auf ihre technischen Errungenschaften preisen sie Qualität und Zuverlässigkeit ihrer Produkte bzw. der Produkte die aus der Entwicklung demnächst auf den Markt kommen. In diesem Fall wurde mir ein werbewirksam in Szene gesetztes Video über den Rooivalk gezeigt. Kritische Fragen nach der Wettbewerbsfähigkeit gegenüber bewährten russischen oder amerikanischen Produkten beantwortete er nicht anders als die Sprecher von MBB mit kritischen Fragen nach dem Sinn eines teuren Panzerabwehrhubschraubers in Zeiten schwindender Bedrohung durch großräumige Panzerangriffe umgehen: Die Bedeutung des Systems als Technologieträger für einzelne Komponenten, Spin-off Effekte zu anderen Produkten werden gerne angeführt, um die horrenden Kosten für Entwicklung und Integration der oft in wesentlich längeren Entwicklungsprozessen steckenden Bewaffnung kleiner zu reden. Auch Fragen nach der politischen Durchsetzbarkeit werden elegant relativiert: Auch der ANC würde begreifen, dass ein Staat seinen Streitkräften modernes Gerät nicht vorenthalten kann. Auch ein neues von Schwarzen geführtes Südafrika muss Verteidigungs- und Sicherheitspolitik betreiben. Ohne militärische Stärke bleibt diese unglaubwürdig. Warum sollte man sich durch den Kauf russischer Hubschrauber sicherheitspolitisch belasten, wenn die Eigenproduktion kurz vor der Marktreife steht? In den langfristigen Zyklen der Rüstungsproduktion kann kurz zwar mehrere Jahre dauern, aber das sei bei großen Verkehrs- oder Bauprojekten ja auch nicht anders.

Am späten Nachmittag brachte uns Paul-Bolko Mertz mit seinem Wagen auf der N1 zurück nach Johannesburg. Wir sprachen über die Gefahr, die von der unglaublichen Menge der Überschusswaffen, die der europäische Abrüstungsprozess freisetzt und die zum Teil nicht vernichtet, sondern in Konfliktregionen verschoben werden, die Dumpingpreise mit denen die Rüstungsindustrie

der früheren Länder der Sowjetunion die Entwicklungsländer lockt und ähnliches, als sich ein Wagen dem unsrigen beim Überholen sehr nahe an die Seite kam. Vier Schwarze sahen uns aus einem BMW prüfend an, dann beschleunigte der Wagen und entfernte sich. „Das war gefährlich!“ kommentierte Mertz mit einem Aufatmen, um uns alsdann zu erklären, dass die Straßenräuber, die auf der N1 ihre Opfer suchten oft mit drei Fahrzeugen arbeiten, mit denen sie das Opfer einkreisen und auf die Standspur drängen. Jede Gegenwehr sei dann nutzlos und würde oft direkt zu Mord führen. Sie nehmen einem das Auto weg und wenn jemand gut gekleidet ist, nehmen sie oft auch die Kleidung mit und lassen das Opfer in der Unterhose an der Fahrbahn zurück. Er kann von vielen Fällen aus dem Bekanntenkreis berichten und ich denke mit Unbehagen an den Leihwagen, mit dem wir Morgen Johannesburg verlassen wollen, um an Soweto vorbei Richtung Bloemfontein zu fahren. Mertz schien das zu merken und sagte einiges Beruhigendes darüber, dass diese Gangster vor allem den Großraum um Johannesburg und Pretoria terrorisieren. Im Free State sei die Lage entspannter. Wir sollten auf alle Fälle vermeiden nachts zu fahren und auf keinen Fall Freitag nachts auf Landstrassen. Zu viele Betrunkene würden dann am Fahrbahnrand nach Hause torkeln, oft auch in Gruppen.

Am nächsten Tag waren die Horrorgeschichten unsichtbar. Wir fanden mit dem Mietwagen problemlos auf die M1 und den Western Bypass zur N1, die in einigem Abstand an Soweto (South Western Township) vorbei führt, dessen endloses Häusermeer wie eine Fata Morgana den Horizont einnimmt. Eine oder zwei Millionen Menschen haben dort ihr zu Hause in einer Welt, die der Film von Richard Attenborough „Cry Freedom“ (Schrei nach Freiheit) über Steve Biko in deprimierenden Bildern eingefangen hat. Davon war von der gut ausgebauten Autobahn aus nichts zu sehen. Außer den monströs großen Lastwagen hielten nur wenige blitz blank geputzte Autos die Geschwindigkeitsbegrenzung von 120 km/h ein. Nach ruhiger Fahrt durch hügelige Landschaften und die weiten Ebenen des High Veld erreichen wir nach vierhundert Kilometern Bloemfontain, die frühere Hauptstadt der Orange Free State Republic und seit 1910 Hauptstadt der Provinz Orange Free State. Orange, die Farbe der Holländer wurde inzwischen aus dem Namen getilgt. Die Provinz heißt heute schlicht Free State. Bloemfontain ist die Stadt in der die Verhandlungen zwischen dem britischen Hochkommissar Lord Alfred Milnerton und den Vertretern der Zuid-Afrikanische Republik, den Präsidenten der Burenrepubliken Transvaal, Paul Kruger und Martinus Theunis Steyn, dem Präsidenten der Oranje-Vrystaat am 5. Juni 1899 ergebnislos endeten. Milner forderte die Aufhebung der Einstufung der Engländer als Ausländer und bestand darauf, dass sie als wahlberechtigte Bürger gleichgestellt werden.



Englisch sollte im Volksraad, dem Parlament, dem Afrikaans gleichgestellt sein. Das konnte die Buren noch schluckend hinnehmen. Für den Ausländerstatus schlugen sie eine Kompromissformel in Form von Übergangszeiten vor. Aber die dritte Forderung Milners sollte den Kompromisswillen der

Buren brechen: Alle Gesetze der Zuid-Afrikanische Republik sollen künftig nicht ohne die Zustimmung des Parlaments in London in Kraft treten. Lord Milner wollte die Unterwerfung der Burenrepubliken unter die Krone. Das Gold von Egoli (Johannesburg) und die Diamanten von Griqualand (Kimberley) waren zu lockend. Nicht nur für 60.000 britische Goldschürfer und Geschäftsleute, die im Transvaal die Mehrheit bildeten. Am 5. Juni 1899 widersetzte sich Milner den Aufforderungen des britischen Kolonialminister Joseph Chamberlain, die Gespräche fortzusetzen und verließ den Verhandlungsraum.

Milner gehörte zu einer ganzen Reihe von Übermenschen, die die koloniale Epoche prägten. Cecil Rhodes und sein Traum vom britischen Afrikareich samt Eisenbahn von Kapstadt nach Kairo, Lord Elgin, der den Sommerpalast des Kaisers von China niederbrennen ließ, nachdem zweiundzwanzig Briten von den Chinesen hingerichtet wurden, Carl Peters, der Gründer der deutsche Ost-Afrika Gesellschaft, der als Reichskommissar für Deutsch-Ostafrika Anfang der neunziger Jahre die Bevölkerung terrorisierte oder König Leopold von Belgien, der seine „Philanthropie“ im Kongo auslebte. Sie würden heute alle vom Internationalen Gerichtshof nach Den Haag vorgeladen. Damals war das anders. So auch für Alfred Milner. Er wagte den Krieg, um sich die widerborstigen Buren zu unterwerfen. Vielleicht war er nicht so sentimental wie Lord Elgin, der den Brand des Sommerpalastes persönlich als zutiefst bedauerlich empfand. Carl Peters hatte kein Bedauern für seine Opfer, König Leopold nicht und auch nicht 1st Viscount Milner (1854-1925).

Er war ein Freund und Bewunderer des jüngeren Arnold Toynbee, den er in einem Nachruf 1895 zwölf Jahre nach dessen frühen Tod würdigte. Ausgebildet als Rechtsanwalt entschied er sich jedoch erst für eine journalistische Karriere um sich vier Jahre später 1885 als Kandidat der Liberal Party in Middlesex um einen Parlamentssitz zu bewerben. Er verlor die Wahl, aber erzielte einen Achtungserfolg. Er wurde Sekretär von Viscount George Goschen, der 1887 Schatzkanzler wurde. Milner wurde Untersekretär für Finanzen von Ägypten in Kairo. Der Suezkanal war knapp zwanzig Jahre vorher eröffnet worden, Verdis „Aida“ war, zwar nicht zu diesem Anlass oder zur Eröffnung der Oper von Kairo geschrieben und komponiert worden, sondern wurde von Ismail Pasha in Auftrag gegeben und zwei Jahre später in Kairo uraufgeführt. In den Folgejahren wurde „Aida“ eine der erfolgreichsten Opern des Jahrzehnts. Ägypten und seine Kunstschatze, die in das British Museum wanderten waren „In“. Milner hatte auch Muße für ein Buch über seine Zeit in Ägypten: „England and Egypt“ hieß es und wurde „the authoritative account of the work done since the British occupation“. Warum man nach einem solchen Buch Vorsitzender des Vorstands der Einkommenssteuerbehörde wird, ist schwer verständlich, aber nicht ungewöhnlich. In Google English wird Milner als ein begabter Politiker beschrieben, der weiß, wie man Seilschaften bedient. Im April 1897 zahlt sich das aus: Hercules George Robert Robinson (1827-1897), 1st Baron Rosmead, 5th Governor of Hongkong und seit 21. August 1880 High Commissioner of Southern Africa musste im April 1897 gesundheitsbedingt den Dienst quittieren. Was befähigt eigentlich einen führenden Beamten der britischen Steuerbehörde wie Alfred Milner, das Amt des Hohen Kommissars für Südafrika zu übernehmen? Sein Verständnis für Politik und die zentrale Frage von Politik: Wie schaffe ich Macht, mehre Macht, verteidige gewonnene Macht und mehre sie weiter. Die Frage der Unterdrückung einer Gegenmacht stellt sich nicht, sie ist Ziel von Politik. Die Gegenmacht in diesem Falle war das Deutsche Reich.

Cecil Rhodes (1853-1902), fünfter Sohn eines Vikars der Church of England, der stolz darauf war, keine Predigt über zehn Minuten zu halten, wurde von seiner Familie auf Grund eines Asthmaleidens 1870 nach Natal auf die Baumwollfarm seines älteren Bruders Herbert geschickt, in der Annahme, das heiße Klima würde sein Leiden lindern. Als Achtzehnjähriger verlässt er 1871 mit seinem Bruder Natal, um sein Glück in den Diamantfeldern des Griqualand West im Norden der Cape Colony zu suchen, das 1877 der britischen Kolonie einverleibt wird. Aus dem ersten Grubenfeld, das sie dort betreiben, wird später durch von NM Rothschild & Sons finanzierte Ankäufe von kleinen Minenkonzessionen einer der größten Konzerne Südafrikas, 1873 segelt er nach England, um in

Oxford zu studieren; nicht Geologie und Bergbau, sondern Jura. Nach nur einem Semester kehrt er zurück, um sein Unternehmen durch die Krise zu führen, in die die Diamantenindustrie im Gefolge der wirtschaftlichen Depression geraten war. 1876 setzt er seine Studien in Oxford fort. 1880 gründet er mit seinem Partner Charles Rudd und einem für damalige Zeiten enormen Startkapital von 200.000 Pfund die De Beers Mining Company. Im selben Jahr wird er Abgeordneter für den Wahlbezirk Barkley West von Griqualand West des Parlaments in Kapstadt; 1881, nach Abschluss des Studiums in Oxford, Rechtsanwalt und Mitglied der Anwaltskammer Inner Temple in London.



Der Kontakt mit der Ideologie des britischen Imperialismus gepaart mit der darwinistischen Idee der Überlegenheit der weißen Rasse hat Rhodes nicht weniger beeindruckt als Carl Peters, Jahrgang 1856, die Vorlesungen Heinrich von Treitschkes. Er promovierte bei ihm 1879 und habilitierte anschließend mit einer Arbeit über Arthur Schopenhauer. Peters, der aus dem Königreich Hannover stammt, dachte aber nicht an eine Karriere im Schul- oder Universitätsdienst, sondern es zog ihn 1882 nach London, wo ein Onkel ein Importgeschäft betrieb. Er beschäftigte sich intensiv mit der englischen Politik und begann sein Gastland als den imperialen Lehrmeister eines künftigen deutschen Kolonialreichs zu bewundern. Die nicht-weißen Rassen bezeichnete er in der von ihm herausgegebenen ‚Kolonialpolitischen Korrespondenz‘ als minderwertig. 1884 gründet er die ‚Gesellschaft für Deutsche Kolonisation‘ und taucht wenig später mit zwei Begleitern und dem Auftrag Gebiete für die Gesellschaft zu erwerben in Ostafrika auf.

Während Carl Peters von Sansibar aus ohne den Schutz des Deutschen Reiches die örtlichen Häuptlinge mit reichlich Alkohol dazu überredete ‚Schutzverträge‘ zu unterzeichnen, um mit zwölf dieser „Papierfetzen mit Neger-Kreuzen“ später in Berlin den widerstrebenden Kanzler Bismarck dazu zu bewegen, die „erworbenen Gebiete“ unter den Schutz des Reiches zu stellen, arbeitete Cecil Rhodes daran, De Beers Mining Company zum führenden Diamanten- und Goldproduzenten Südafrikas zu machen. 1887 gründet er mit seinem Partner Charles Rudd ‚The Gold Fields of South Africa‘ und kauft diverse Goldminen am Witwatersrand, anderthalb Jahre nachdem dort das erste Gold entdeckt wurde.

Barney Barnato, als Barnet Isaacs in London im selben Jahr geboren wie Rhodes, war wie dieser etwa zeitgleich mit seinem Bruder Harry auf den Diamantfeldern von Kimberley erschienen und den Brüdern gelang es in kurzer Zeit ihre Barnato Diamond Mining Company zum zweitgrößten Unternehmen der Branche aufzubauen. Rhodes kauft 1888 den Rivalen mit einem neuen Rekordbetrag von 4 Millionen Pfund auf und erobert dadurch und eine strategische Partnerschaft mit dem Londoner Diamantensyndikat das Monopol auf dem Weltdiamantenmarkt. Hauptstadt dieses

Marktes damals wie heute: London. Neuer Name des Unternehmens: De Beers Consolidated Diamond Mines. Aufgabe des Unternehmens: Ankauf von Land mit dem Ziel Diamanten zu fördern, aber auch das südliche Afrika dem britischen Imperium einzuverleiben.

Barnato wurde übrigens 1889 Mitglied des Parlaments in Kapstadt und konnte an der Wahl des mächtigsten Mannes der Kapkolonie zum Premierminister aktiv teilnehmen. Rhodes gewann die Mehrheit der Stimmen der englischsprechenden weißen wie nicht-weißen Wähler wie auch der Afrikaner unter anderem mit dem Wahlversprechen 25.000 Anteile der von ihm im selben Jahr gegründeten British South Africa Company unter ihnen zu verteilen. Ziel der Gesellschaft war die Kolonisierung und wirtschaftliche Ausbeutung der zentralen Gebiete des südlichen Afrikas. Als geschultem Juristen verstand es Rhodes eine königliche Lizenz (Royal Charter) für seine Gesellschaft zu erhalten, die damit der East India Company und anderen britischen Kolonialgesellschaften gleichgestellt war. Die Gesellschaft begann alsbald trickreich wie Peters das Land der Mashonas und Matabeles jenseits des Limpopos unter ihre Kontrolle zu bringen. Der Treck der Pioniere, der von Rhodes finanziert, von Juni bis September 1890 von Kapstadt aus in die Gegend des heutigen Harare vordrang, bildete die Basis für die Erklärung des besetzten Gebietes 1892 zum Protektorat Britanniens, das bald als das Land Rhodes ‚Rhodesien‘ bezeichnet wurde. Zwei folgende Aufstände der unzufriedenen Eingeborenen konnten von Rhodes bis 1897 niedergeschlagen werden: Die Einführung einer Steuer ‚Hut Tax‘, die für jede Hütte der Eingeborenen eine Jahressteuer von 14 Schilling forderte und die Eingeborenen zu geregelter Arbeit in den Minen führen sollte sowie die Beschlagnahme von Rinderherden und die Einführung von Zwangsarbeit, die allerdings bezahlt wurde, aber nicht zum Lebensunterhalt reichte, führte 1896 zum ‚First Chimurenga‘ Aufstand bzw. Zweiten Matabele Krieg. Chimurenga ist das Wort der Shona für revolutionären Kampf. Es gibt einen zweiten Chimurenga Krieg (1966-1980), der zur Unabhängigkeit Simbabwe führte. Im ersten erwies sich der Einsatz des neuen Maschinengewehrs Maxim Gun als sehr effizient. Während im späteren Südrhodesien die Aufständischen im Kugelhagel starben bemühte sich die BSAC und damit Rhodes um Gebietserweiterungen nach Norden. Es gelang der BSAC auch die Herrscher der Barotse und Bemba im Nordenwesten bzw. Nordosten durch Verträge zu Protektoratsgebieten der Krone zu machen. 1911 wurden diese Gebiete zu einer Verwaltungseinheit zusammengefasst und ab 1911 nach ihrem Eroberer Nordrhodesien benannt.



Der Deutsche Carl Peters hatte mit seinen Versuchen, das Einflussgebiet seiner Gesellschaft bis zum Viktoriasee und Südsomalia zu erweitern, Aufstände unter den Küstenbewohnern ausgelöst, die durch Einheiten des ostafrikanischen Küstengeschwaders und von Reichskommissar Wissmann geleitete

Söldnertruppen aus Sudanesen und Zulus niedergeschlagen wurden. Die zwischen dem Deutschen Reich und England entstandenen Spannungen wurden 1890 mit einem Vertrag über die Abgrenzung von Interessenssphären und dem Tausch von Sansibar gegen Helgoland vorerst bereinigt. Das Reich übernahm die gesamte Verwaltung der Kolonie. Die Deutsche Ostafrika Gesellschaft beschränkte sich fortan auf wirtschaftliche Tätigkeiten und erhielt den Status einer privilegierten Erwerbsgenossenschaft. Zu den Vorrechten der Gesellschaft gehörte der Erwerb von „herrenlosen Grundstücken“, Bau und Betrieb von Eisenbahnen, die Einrichtung einer Bank zum Zwecke der Notenausgabe und das Münzrecht. Peters wurde 1891 Reichskommissar für Deutsch-Ostafrika. Sein brutales Vorgehen gegen die einheimische Bevölkerung führte bald zu einem Aufstand, der monatelang niedergekämpft wurde und die Rückberufung Peters nach Berlin zur Folge hatte. Er wurde noch zwei Jahre im Kolonialministerium beschäftigt, während gegen ihn ermittelt wurde. 1896 zieht er um nach London, wo er bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs lebt. Er gründet dort die Dr. Carl Peters Estates and Exploration Company, die später als South East Africa Ltd. in Südafrika Goldbergwerke betreibt. Man stelle sich vor: Ein Deutscher, dessen Aktivitäten das Britische Empire in einige Schwierigkeiten gebracht hat, kann sich ohne Probleme in London niederlassen, Unternehmen gründen und den Traum von der Unterwerfung Afrikas weiterträumen! 1897 verfügt das Disziplinargericht in Berlin seine unehrenhafte Entlassung aus dem Reichsdienst sowie den Verlust von Titel und Pension. Am 2. Februar 1899 beschreibt ihn der ‚Vorwärts‘ als den „Typus eines renommierten Scheusals. Seine Schändlichkeiten sind freilich schlimm genug, aber nicht so schlimm, wie er sie selbst reklamehaft übertreibt. Er will vor allem der interessante Überkerl sein, der frei von jeglichem moralischem Skrupel nur seine große Persönlichkeit auslebt.“

Das Scheusal wurde von Kaiser Friedrich-Wilhelm II rehabilitiert: Er gewährte ihm nach seiner Rückkehr nach Hannover nach Kriegsausbruch 1914 eine angemessene Pension aus seiner Privatschatulle. 1937 hob Der Führer das Urteil von 1897 gegen Peters auf und bis 1943 erschienen im Deutschen Reich zahlreiche Bücher, die ihn als einen der geistigen Väter des Nationalsozialismus würdigten. 1941 entstand ein Film mit Hans Albers der Carl Peters als „direkten, tatendurstigen Patrioten mit norddeutschem Zungenschlag“ darstellte. Der Führer zeigte wenig bis gar kein Interesse an den ehemaligen Kolonien oder Afrika mit Ausnahme von Madagaskar und später Nordafrika. Sein Interesse galt dem Übermenschen Carl Peters, den der sozialdemokratische ‚Vorwärts‘ beschrieb als „grimmigen Arier, der alle Juden vertilgen will und in Ermangelung von Juden drüben in Afrika Neger totschießt wie Spatzen und zum Vergnügen Negermädchen aufhängt, nachdem sie seinen Lüsten gedient.“ Das Aufhängen des Negermädchens fand, wie das Berliner Disziplinargericht bestätigte, in der Wirklichkeit statt. Er ließ aber auch den Diener mit aufhängen, mit dem sie ein Verhältnis hatte, was ihm wohl nicht gefiel.

In den frühen neunziger Jahren geriet die von Cecil Rhodes in Kapstadt geführte Koalitionsregierung mit dem Afrikaaner Bond in an Heftigkeit zunehmende Konflikte mit der Südafrikanischen Republik Republik. Der Transvaal war nun von Norden her mit einem britischen Protektoratsgebiet umgeben, das zwei strategischen Zielen diente: Die Deutschen wie Portugiesen oder Buren daran zu hindern dieses Gebiet zu besetzen und damit seinen kühnen Träumen eines britischen Kolonialreich vom Kap bis Kairo einen Riegel vorzuschieben. Die deutsche Gefahr schien durch das Helgoland-Sansibar Abkommen gebannt. Was aber, wenn sich die Burenrepubliken und die Deutschen gegen die Kapkolonie verbünden? Ende 1895 versuchte er die Regierung des Transvaal unter Präsident Krüger durch einen Putsch der mehrheitlich britischen, aber als Ausländer gegenüber den Buren rechtlosen Einwohner zu stürzen.

Der Angriff wurde geführt von Dr. Leander Jameson, Chef der Verwaltung von Südrhodesien. Jameson (geb. 1853), studierte Medizin und praktizierte als Arzt in London, bevor er in die Kapkolonie zog und seit 1878 als Mitinhaber einer Praxis in Kimberley so erfolgreich war, dass neben Präsident Krüger der Häuptling der Matebele, Lobengula, wie auch Cecil Rhodes zu seinen Patienten zählten. Er nutzt seinen Einfluss auf Lobengula, um Rhodes die Konzessionen zu

verschaffen auf deren Grundlage die BSAC entstand. Er nahm auch am Zug der Pioniere nach Mashonaland teil und er war es, der kurz vor Sylvester 1895 mit 600 Mann, bewaffnet mit Gewehren, acht und mehr Maxim Maschinengewehren und drei bis acht leichten Artilleriegeschützen nach Johannesburg zog. Es war geplant, die Waffenarsenale der Buren in Pretoria, 1855 gegründet und seit 1860 Hauptstadt der ZAR, zu übernehmen und die „Uitlanders“ zu bewaffnen. Das Unternehmen scheiterte unter kläglichen Umständen. Die Angreifer wurden nach Pretoria gebracht und eingekerkert. Ein Telegramm, in dem der deutsche Kaisers den Präsidenten Paul Krüger der ZAR zur Abwehr des Anschlags ohne Unterstützung befreundeter Mächte beglückwünschte, verursachte einem Sturm antideutscher Propaganda in Großbritannien und trug zu den drastischen Strafen für die Anführer und Unterstützer der misslungenen Operation bei. Cecil Rhodes musste als Premierminister zurücktreten. Die Abwesenheit von Dr. med. Jameson und seiner Truppen hat in Südrhodesien zudem den Aufstand der Ndebele gefördert, dem sich die Shona anschlossen. Hunderte von europäischen Siedlern verloren in den nächsten anderthalb Jahren Leben und Besitz. Anklage wegen Hochverrats und in Folge Todesstrafe durch den Strick für alle Beteiligten des Jameson-Raid beruhigten die Öffentlichkeit und machten möglicherweise manch andere Übermenschen vorsichtiger in der Vorgehensweise, auch wenn die Höchststrafe später in 15 Jahre umgewandelt wurde und die meisten Beteiligten wenige Monate wieder auf frei waren. Jameson wurde übrigens später (1904-1908) Premierminister der Kapkolonie und einer der Gründer der Südafrikanischen Union.



Die Goldgräbersiedlung Johannesburg, die kurz nach der Entdeckung eines der größten Goldvorkommen der Welt am 4. Oktober 1886 gegründet wurde, hatte 1895 bereits an die 100.000 Einwohner. Wenn man den Zahlen glauben will, gab es damals im gesamten Transvaal etwa 30.000 Buren und 60.000 Uitlanders (Ausländer), die Mehrheit davon Briten. Der Großteil der Einwohner waren damals wie heute deshalb Schwarze, die für die weißen Herren in den Bergwerken schufteten. Um die ging es nicht. Für die waren die Maxims da. Der erste Versuch der Briten den Transvaal zu annektieren und im ersten Burenkrieg zu verteidigen scheiterte kläglich. Die Regierung in London

unter Gladstone musste am 23. März 1881 den Buren im Transvaal Selbstverwaltung unter formeller britischer Hohheit einräumen. 1884 erhielt die Zuid-Afrikansche Republiek ihre volle Souveränität wieder. Die britischen Berufssoldaten stürzten sich damals noch ohne Maxim Guns in ihren scharlachroten Uniformen, weißen Helmen und Vorderladern ins Gefecht. Außerdem wussten sie noch nichts vom Gold, das dort zwei Jahre später entdeckt wurde.

Diesmal im Dezember 1895 war es anders: Es ging um Gold und darum, das Monopol gegen mögliche neue Diamantenminen zu schützen. Cecil Rhodes Befürchtungen sollten 1902 Realität werden. Nachdem im Transvaal die sehr ergiebigen Cullinan Felder entdeckt wurden, weigerten sich die Eigner dem Kartell beizutreten. Stattdessen verkauften sie die Diamanten an die Brüder Oppenheimer und schwächten dadurch die Macht des Kartells. Ernest Oppenheimer wurde lokaler Agent des Londoner Diamanten Syndikats und 1910 Bürgermeister von Kimberley. Als 1908 in Deutsch Südwest-Afrika Diamanten gefunden wurden sah man das Monopol erneut bedroht. Doch das Deutsche Reich beutete die Felder um Lüderitz in Staatsregie aus. Der Ausfuhrwert der Diamanten vervierfachte sich seit 1909 auf 63 Millionen Reichsmark. Im ersten Weltkrieg ging die Cullinan Mine in De Beers auf. Ernest Oppenheimer gründete 1917 mit dem Amerikaner J.P. Morgan das auf die Förderung von Gold ausgerichtete Unternehmen Anglo American Corporation, die 1926 die Mehrheit an De Beers übernahm. Anglo American wuchs über die Jahrzehnte zu einem der größten global tätigen Rohstoffunternehmen (Gold, Diamanten, Eisenerz, Platin) und wurde von Ernest Sohn Harry geleitet.

Als Nachfolger von Lord Rosmead als High Commissioner for Southern Africa betritt nun im Mai 1897 Alfred Milner, 1st Viscount Milner, ehemaliger Vorstandsvorsitzender der Einkommensteuerverwaltung des britischen Empire, Knight Commander of His Majesty Queen Victoria (KCB) die Bühne, auf der es um Diamanten, Gold, billige schwarze Arbeitskräfte und die Zukunft Südafrikas ging. Er bereist von August bis zum Mai des Folgejahres die Kapkolonie, das Protektorat Bechuanaland im Norden von Griqualand West, Rhodesien und das Basutoland, das sich seit 1966 und der Unabhängigkeit von Britannien ‚Königreich Lesotho‘ nennt. Er lernt Holländisch wie Afrikans und die Eindrücke vor Ort überzeugen ihn davon, dass das Zentrum der Macht sich nach dem Beginn der Ausbeutung der Goldvorkommen im Transvaal von Kapstadt nach Johannesburg zu verschieben beginnt. Die neureichen Afrikaner könnten sich mit ihren Volksgenossen in Kapstadt gegen die Briten verbünden.



Nach der triumphalen dritten Widerwahl von Paul Kruger zum Präsidenten des Transvaal im Februar 1898 war die Ausländerfrage, also die Gleichstellung einer britischen Mehrheit an der schnell

gewachsenen Bevölkerung des Transvaal, noch immer ungeklärt. Hier setzte Milner an, der wusste, dass Paul Kruger wenig bis kein Entgegenkommen zeigen würde, weil er sich der zahlenmäßigen Überlegenheit der Afrikaner in der Kapkolonie wie im Transvaal und Oranje Freestate sicher war. Die Weigerung den britischen Siedlern des Transvaal dasselbe Wahlrecht wie den Buren zu zugestehen schadet dem Prestige Britanniens in ganz Südafrika, meldete er nach London, und fordert, mit einer überzeugenden Antwort zu zeigen, dass an der Entschlossenheit der britischen Regierung, ihre dominante Position zu verteidigen, kein Zweifel bestehen kann. Die Verhandlungen zwischen Kruger und Milner, zu denen der Präsident des Oranje-Vrijstaat nach Bloemfontain eingeladen hatte, endeten im Mai 1899 trotz moderaten Entgegenkommens von Seiten Krugers ergebnislos. Die Briten wollten keine jahrelangen Übergangsbestimmungen bezüglich der Gleichstellung dulden. Im September forderte der Kolonialminister Chamberlain von Kruger ultimativ die sofortige Gleichbehandlung der ‚uitlanders‘. Kruger forderte seinerseits die Briten auf, ihre Truppen binnen 24 Stunden von der Grenze zum Transvaal zurückzuziehen. Bei Nichtbefolgung würde die Südafrikanische Republik, die seit 1897 mit dem Oranje-Vrijstaat durch ein militärisches Beistandsbündnis verbunden war, Britannien den Krieg erklären. Die Presse in London reagierte amüsiert auf die Drohung Krugers: „There can of course be only one answer to this grotesque challenge. Kruger has asked for war and war he must have!“ Milner, der den Krieg wollte, hatte die 40.000 holländischen Bauernsoldaten unterschätzt. Sie verfügten nicht nur über Mauser-Gewehre und Artilleriegeschütze von Krupp, sondern waren durch ihre mobile Kriegsführung ein ernst zu nehmender Gegner, der den Briten ab Oktober 1899 beträchtliche Verluste zufügte. Im Januar 1900 schickten die Briten eine Streitmacht von 180.000 Mann nach Südafrika, um die Buren aus der Kapkolonie und Natal zu vertreiben, was unter weiteren beträchtlichen Opfern gelang. Im Mai wurde der Oranje-Vrijstaat annektiert und im September wurde auch der Transvaal britische Kolonie. Zur Sicherheit wurden die gefangenen Buren in Lager außerhalb Südafrikas gebracht: 5000 wurden auf der Insel St. Helena, 5000 in Ceylon interniert; andere wurden nach den Bermudas oder Indien gebracht. Insgesamt 26.000 Kriegsgefangene Buren wurden außerhalb Südafrikas interniert.

Doch das bedeutete nicht das Ende des Krieges. 250.000 britische Soldaten reichten nicht aus um ein Territorium unter Kontrolle zu halten, dessen Fläche viermal so groß war wie das Mutterland. Etwa 30.000 Buren betrachteten die Einnahme ihrer Hauptstädte und Annexion ihrer Staaten nicht als das Ende des Krieges. Sie leisteten weiter Widerstand, nutzten die Schwächen des Gegners und griffen seine Nachschubverbindungen an. Die Briten panzerten ihre Eisenbahnzüge und umringten die Städte und Verkehrsknotenpunkte mit 8.000 durch Stacheldraht zu Verteidigungseinheiten verbundenen Blockhausstellungen, die von 6-8 Soldaten verteidigt wurden. Seit Lord Kitchener Feldmarschall Frederick Roberts Ende November 1899 als Befehlshaber abgelöst hatte beantworteten die Briten die Angriffe der Buren mit einer Politik der verbrannten Erde, um den Freischärlern, die man heute Guerilla nennt, die Lebensgrundlage zu entziehen. Sie internierten die Buren, ihre Frauen und Kinder in Konzentrationslagern. 20.000 schwarze Helfer, die von den Briten zum Dienst ‚verpflichtet‘ wurden, halfen ihnen dabei. Sie benutzten das mit den Diamant- und Goldfunden entstandene Bahnnetz nicht nur, um ihre Truppen in gepanzerten Zügen an die Brennpunkte des Widerstands zu bringen, sondern auch um die gefangenen Widerständler wie ihre Angehörigen bzw. anderweitig als Unterstützer verdächtige in ‚concentration camps‘ zu bringen.

An dieser Stelle ließ ich das Buch, in dem ich die Geschichte auf der Fahrt durch die sonnendurchglühte Landschaft in Richtung Bloemfontein gelesen hatte, sinken und starrte auf die von Dürre und Kargheit geprägte Landschaft. Ein Konzentrationslager, irgendwo hier von Stacheldraht in umgeben, 45 Grad Hitze, keine Bäume, kein Wasser, keine Nahrung, wie geht das? In 45 Zeltlagern wurden etwa 120.000 Bewohner von Burenfarmen interniert, in 69 Zeltlagern etwa 107.000 schwarze Menschen, meist Gesinde der Buren. Zehntausende haben die Lager nicht überlebt. Wer kennt die Zahlen der Toten des Krieges, der Toten der Lager, der lebenslang Traumatisierten? 450.000 britische Soldaten aus dem Mutterland wie den Kolonien wurden insgesamt eingesetzt. Wie viele Zehntausende davon sind gestorben? Wie viele starben bei der Belagerung von Kimberley durch

Hunger und das Artilleriefeuer der Buren? Wie viele Zehntausende schwarze, schutzlose Menschen starben dabei? Es gab in Kimberley damals vierzigtausend Einwohner, davon waren 5.000 bewaffnet. Wie viele Schwarze gab es damals in Kimberley? Welchen Erkenntniszuwachs bringt es, wenn wir die Zahlen kennen? Könnte sich so etwas in diesem Land unter anderen Vorzeichen wiederholen? Als ich mir diese Fragen stellte rollte unser Wagen über den heißen Asphalt der Straßen von Bloemfontain.



Seit 1910 ist die Stadt Sitz der obersten Gerichte des Landes und die dafür errichteten Gebäude im neoklassischen Stil sind sehenswert. Stadt und Stadtleben sind eher beschaulich, was den vielen Juristen, die hier leben, sicher behagt. Wir fanden ein kleines ebenso beschauliches Hotel am Rande der Innenstadt, deren Straßen mit weihnachtlichen Girlanden und Lichterketten geschmückt waren. Die Stadt wurde am 13. März 1900 ohne nennenswerten Widerstand von den Briten erobert und nicht wie Kimberley oder Ladysmith monatelang belagert und von starkem Artilleriebeschuss getroffen. Viele der Gebäude aus den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sind erhalten. Die vor 150 Jahren gegründete Stadt wurde großzügig angelegt und macht, vom rotierenden Restaurant auf dem Dach eines Hotelhochhauses besehen, einen modernen und gepflegten Eindruck. Angebot und Service sind perfekt, der Pianospiele gibt sein Bestes, eine Township oder Elend auf den Straßen ist nirgends in Sicht. Auch der Rückweg durch die nächtliche Stadt ist ungefährlich: niemand begegnet uns auf den gut beleuchteten Straßen der Innenstadt, was vielleicht an einem Mittwochabend vor Weihnachten, dem Ende des Schuljahrs und dem Beginn des Sommerurlaubs ab folgendem Montag normal ist. In vielen Schaufenstern waren die Lichter ausgeschaltet. Die wenigen Menschen, die wir trafen, waren nach getaner Arbeit auf dem Weg nach Hause und zumeist Weiße.

Nach einem deftigen englischen Frühstück verlassen wir am Vormittag Bloemfontain auf der N1 in Richtung der Hafenstadt Port Elizabeth, 670 km südwärts am Indischen Ozean gelegen. Die Landschaft ändert sich nach kurzer Fahrt. In der Karoo genannten Halbwüste, die sich von der Atlantikküste im Westen bis weit in die Mitte Südafrikas und bis dicht an die Küstenregion des Indischen Ozeans ausdehnt, versteht man, warum nur 12% der gesamten Fläche der Republik

landwirtschaftlich nutzbar sind: 120.000 Quadratkilometer insgesamt, um ein Volk von 40 Millionen Menschen zu ernähren. Unter den Klimabedingungen Afrikas gelingt das zudem nur durch künstliche Bewässerung. Regen ist für das Land ebenso wichtig wie Öl. Letzteres kann man importieren. Regen nicht. Jahrelange Dürre gehört zum Klimaalltag. Die Versorgung der Städte wie der Landwirtschaft mit Wasser ist oft gefährdet, der Verbrauch durch Verordnung beschränkt. 1992 schien der Winter genügend Regen gebracht zu haben: die Dämme wie der Hendrik-Verwoerd-Staudamm am Oranje-Fluss waren gut gefüllt. In Colesberg verließen wir die N1, die weiter nach Kapstadt führt und bogen ab auf die N10, die vor PE in die N2 einmündet, über die wir am Nachmittag bis ins Stadtzentrum von PE und anschließend zum Protea Marine Hotel am Marine Drive nahe Summerstrand gelangen.



‚Settler Country‘, wie die Briten die Gegend um die Algoa Bay nannten, die sie in drei Jahrzehnte dauernden brutalen Kämpfen mit den Xhosas erobert hatten, erhielt seinen Namen durch die Ansiedlung von 4.000 britischen Siedlern im Jahre 1820. Nach dem Bau einer Befestigungsanlage, die seit 1799 den Hafen an der Algoa Bay schützt und der die Gründung der Stadt Port Elizabeth folgte, sollten sie die Kultivierung des Landes und auch seine Verteidigung übernehmen. Die Dominanz der britischen Zivilisierung wird in PE besonders deutlich. Straßennamen, Architektur, Geschäftsschilder wie Kleidung und Verhalten der Bewohner entsprechen einer Stadt der englischen Südküste im Sommer. An den Stränden von Summerstrand herrscht reges Treiben, die Ferienhäuser sind für wenige Wochen von vielköpfigen weißen Familien belebt. Nachts sind kaum Schwarze oder Farbige zu sehen. Auf manchen Bänken steht noch ‚Whites only‘ und einige Liquor Shops oder auch Banken haben noch eigene Schalter für Nichtweiße.

Die Passgesetze mit denen die ‚Petty Apartheid‘ begann wie die Judenverfolgungen mit den Nürnberger Gesetzen mit ‚Kleinigkeiten‘: Die Passpflicht wurde eingeführt, nicht nur um den Zuzug der Schwarzen in die von Weißen oder Farbigen besiedelten Gebiete zu kontrollieren, sondern auch deren Bewegungen innerhalb der Kolonie. Sie mussten ihren Pass immer bei sich tragen und hatten

nach Dunkelheit kein Recht, sich auf den Strassen der Städte zu bewegen. Der Einfachheit halber packten die nach einem mörderischen Bürgerkrieg dialogfähig gewordenen weißen burischen wie britischen Bürger der Kolonie die neue Rechtslage in die ‚General Pass Regulations Bill‘, ein Gesetzespaket, das den schwarzen Bewohnern zudem das Wahlrecht entzog und ihre Aufenthaltsrechte auf festgelegte Gebiete beschränkte.

Die Buren hatten sich nach der verlustreichen Niederlage 1905 erholt und ihre früheren Generale eroberten die politische Macht im Transvaal und Free State in den Folgejahren zurück. General Louis Botha, letzter Generalkommandant der ZAR vor dem Krieg, wurde Premierminister des Transvaal. Die von den Generälen Hertzog und de Wet geführte Partei ‚Orangia Union‘ nominierte den früheren Politiker des Oranje-Vrijstaat Abraham Fischer als Premierminister des Orange Free State. „So wurden fünf Jahre nach Kriegsende die beiden Kolonien von burischen Politikern regiert, die de facto britische Minister waren.“ (Iwanowski S. 38) Im Oktober 1908 war die Dialogfähigkeit so weit entwickelt, dass man sich in Durban traf, um sich auf einen Zusammenschluss Südafrikas zu einem Staatsgebilde zu verständigen, das den Interessen der Regierungen aller vier Kolonien entsprach. Sechs Monate später wurde der Entwurf des Südafrikagesetzes und damit die Verfassung einer künftigen Südafrikanischen Union unterzeichnet. Danach war die Kolonie eine von einem britischen Gouverneur beaufsichtigte Demokratie nach dem britischen Modell von Westminster. Man einigte sich auch auf den Sitz von Parlament (Kapstadt), Regierung (Pretoria) und Oberstem Gerichtshof (Bloemfontain).

Heute am 18. Dezember 1992 steht der Wahltermin für die erste allgemeine, freie und demokratische Wahl in der Republik Südafrika zwar noch nicht fest, aber sie wird endlich stattfinden. Nach 83 Jahren erhalten alle ‚Nicht-Weißen‘ Bürger das Wahlrecht zurück und die ‚weißen Bürger‘ versuchen in Verhandlungen den bisherigen Besitzstand festzuschreiben und die wirtschaftliche Kontinuität zu wahren. „Die Elite der National Party geht mit dem ANC ins Bett, damit sie ihre seidene Bettwäsche behält“, kommentierte Winnie Mandela nachdem bekannt wurde, dass sich die beiden Verhandlungspartner auf eine künftige Allparteienregierung geeinigt hatten, um einen drohenden Bürgerkrieg abzuwehren. (Sampson 552)



Der neue Generalgouverneur Britanniens, Viscount Gladstone ernannte noch vor den Wahlen den Premierminister General Botha mit der Bildung einer Übergangregierung. Die ersten Wahlen der neuen Union bestätigten am 15. September 1910 diese Regierung. Die drei Burenparteien, die die Mehrheit der Sitze erobert hatten, vereinigten sich später zur ‚Südafrikanischen Nationalpartei‘. Die burische Einheitspartei zerbrach bald an der Frage der Zukunft der neuen Union. Sollte sie den britischen Interessen im Rahmen des britischen Weltreichs dienen oder vorrangig von nationalen Interessen bestimmt sein? General Hertzog, Justiz- und Eingeborenenminister der Union bevorzugte die Idee einer unabhängigen Republik unter britischer Führung. 1913 spalteten sich Hertzog und die burischen ‚Republikaner‘ als ‚National Party‘ von der ‚South African National Party‘ ab.

Bis zum Jahr 1913 war es jedermann, also auch Nicht-Weißen erlaubt, überall in Südafrika Land zu kaufen oder zu pachten, was letztere scheinbar vermehrt taten. Das führte zu Spannungen, die 1913 durch ein Gesetz beseitigt werden sollten. ‚The Natives Land Act‘ von 1913 beschloss den Prozess der Entrechtung der schwarzen Bevölkerungsmehrheit. Landerwerb war künftig außerhalb ihrer Reservate nicht erlaubt.



Ein Jahr vorher am 8. Januar 1912 war der Vorläufer der ANC, der South African Native National Congress (SANNC) von dem Anwalt und Zulu, Dr. Pixley ka Seme, als Antwort der entrechteten schwarzen Bevölkerung auf die Gründung der Südafrikanischen Union durch die Briten und Buren in Bloemfontain gegründet worden. „Eine Union,“ wie Seme beklagte, „in der wir keine Stimme bei der Gesetzgebung und keine Stimme bei der Verwaltung haben.“ (Sampson 59) Der ANC war damals eine seriöse, förmliche Organisation mit vielen Mitgliedern aus den lokalen königlichen Familien, die ein eigenes House of Chiefs stellten – ähnlich dem britischen House of Lords.

Die Gründung ereignete sich knapp vier Jahre vor der Geburt Nelson Mandelas und 78 Jahre und 34 Tage vor seiner Freilassung aus dem Gefängnis in Paarl am 11. Februar 1990. Es ist das Jahr in dem

sowohl der deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt als auch meine Mutter geboren wurde, dachte ich mir als wir am 19. Dezember von PE Richtung Addo Elephant National Park fuhren. Die R335 verläuft nahe an den Townships von Motherwell nordöstlich von PE und kurz vor Addo an der Township Valencia vorbei. Beide sind typische, öde, baumlose und von Müll aller Art übersäte Anlagen. Halb nackte Kinder stehen mit bettelnd ausgestreckten Händen an der Straße. Die Hitze, über 35 Grad, scheint sie nicht zu hindern. Unter den selten isolierten Wellblechdächern der Zweiraumhäuschen muss es noch heißer sein. Ich kenne von meinen Reisen schlimmere Bilder. Das ist kein Elend, das ist Armut an der Elendsgrenze. „Dennoch“, erinnerte ich mich an meine Gastgeber vom letzten Besuch, „geht es ihnen doch deutlich besser als der 80% der anderen 800 Millionen Einwohner Afrikas!“ Soll wohl heißen: Wir haben ihnen einen Lebensstandard gebracht, den sie ohne uns nicht hätten. Dann kommt meist die gute Infrastruktur, die blühenden Städte, das rege Presseleben. Demokratie natürlich auch, aber nicht für die anderen. „Das sind doch Kinder, sie brauchen uns noch lange, bevor sie selbst bestimmen können, was für sie gut ist.“ Das hatte ich öfter gehört und nicht entgegnet: „Wenn ihr den Leuten den Grund und Boden wegnehmt, ihnen eine gleichwertige Ausbildung und entsprechende Berufe verweigert, sie in die unterentwickeltesten Gebiete des Landes pfercht, von wo aus sie als Wanderarbeiter in eure Industriezentren ziehen können, erwartet ihr natürlich nicht, dass diese Entrechteten diesen Staat leiten können. Sie werden es aber tun und sie haben dasselbe Recht Fehler zu machen, wie ihr, deren Vorfahren den Kontinent durch Unterwerfung und Ausbeutung der Einheimischen mit ihrer Zivilisation überzogen haben.“ Tja, hab ich aber nicht gesagt, dachte ich als auf die Schotterstrasse zum Addo Main Camp abbogen.



Der Elefantentpark ist das Gegenteil von Motherwell oder Valencia. Nicht der Reichtum, aber der Wohlstand in dem die Mehrheit der Weißen lebt, ist beeindruckend. Ich hatte weit vorher eines der Chalets gebucht, die direkt am Zaun zum Park liegen. Es ist Hochsaison, alle Chalets sind belegt und im Pool, von dem man in die weite Landschaft des Parks blickt, plantschen ein paar Dutzend weißer Kinder und einige Erwachsene. In den weißen, mit Reet überdachten Chalets, findet man alles was man auch zu Hause hat: Küche mit Kühlschrank, Herd, allen nötigen Küchenutensilien wie auch Geschirr; ein Wohnzimmer mit bequemen mit Zebrafell bezogenen Möbeln und zwei Schlafzimmer mit Queen-Size Betten. Die Luft ist trocken und die Hitze flimmert über dem Dornbuschdickicht, das

den Großteil des Parks bedeckt. Ein paar Strauße laufen bedächtig durch die Hitze. Die Elefanten sind vorerst unsichtbar. Als das Thermometer sich am späten Nachmittag langsam auf die Marke von 30 Grad zurückbewegt und wir uns daran machen, die ‚Braai‘ genannte, aus Backsteinen gebaute Grillanlage zu benutzen, ohne die scheinbar ein Haushalt von Südafrikanern nicht leben kann, tauchen sie plötzlich auf. Nicht einer, sondern wahrscheinlich eine ganze Herde von über 40 Tieren macht sich auf zum Abendspaziergang. Sie stapfen mit ihren großen Füßen und viel Staub dicht am Zaun entlang. Wir hetzen in die Küche, um Bananen zu holen, aber sie scheinen daran nicht interessiert. Sie ändern die Richtung und bewegen sich sehr diszipliniert in Richtung auf ein Wasserloch, das nicht unweit im Feld liegt. Wir rennen am Zaun entlang mit Ferngläsern hinterher und beobachten den Zug, der sich dem Wasserloch nähert und nach einer festgelegten Choreographie beginnt zu trinken und zu baden. Der Anblick begeistert mich und stimmt mich zugleich melancholisch.

Ich hatte vorher gelesen, dass bis zur Mitte des vorletzten Jahrhunderts die Elefanten sich frei vom Overberg bis nach Addo bewegen konnten und mit der Kolonisation und der Zunahme des Obst-, Wein- und Getreideanbaus ihr Gebiet immer weiter eingeschränkt wurden, bis nur noch eine kleine Gruppe von 135 Elefanten im Busch von Addo übrig blieb. 1919 wurde Major Philip Pretorius beauftragt, das Elefantenproblem zu lösen. In den folgenden 11 Monaten löste er seine Aufgabe mit Bravour und tötete 120 von ihnen. Das Schicksal der fünfzehn verbliebenen, traumatisierten Elefanten bewegte die Öffentlichkeit und 1931 wurde die Keimzelle des heutigen Parks, ein 852 Hektar großes Gebiet als ‚Addo Elephant Park‘ für die überlebenden Elefanten eingezäunt. Da der Zaun um das Gebiet wenig Widerstand bot, begannen die Elefanten bald ihre Streifzüge in benachbarte Farmen. Schließlich wurde das ganze Gebiet mit Zäunen aus Eisenbahnschwellen und Industriekabeln ausbruchssicher gemacht und mit der wachsenden Population, die 1992 fast 200 Elefanten betrug wuchs auch der Park.



Elefanten versetzen meine Begleitung in einen Trance ähnlichen Zustand und auch ich konnte mich dem Anblick der Herde am Wasserloch vor flammenden Abendhimmel nicht entziehen. Auch nach Einbruch der Dunkelheit waren sie noch gut erkennbar. Das Grillfeuer war nach unserer Rückkehr verloschen und das Abendessen musste neu erfunden werden, was uns nicht schwer fiel.

Den nächsten Vormittag nutzten wir, um uns den Park vom Auto aus zu besichtigen und vielleicht noch Elefanten zu sehen. Es war Sonntag und offenbar hatten sich zur Urlaubszeit Hunderte von einheimischen Elefantenliebhabern zum selben Zwecke aufgemacht. Mit Vorliebe benutzten sie dazu Geländewagen aus England und Pickups, das sind Pritschenwagen mit einzelner- oder doppelter Fahrgastzelle. Der rote Toyota Corolla mit dem wir uns dazwischen vorwärts schoben war für die Strecke ungeeignet. Wir kehrten nach einigen Kilometern um, verließen das Parkgelände und erreichten über die Hoof Straat die R338 auf der wir Richtung Nordwest fuhren, um uns dann weiter

durch die karge Landschaft der Karoo parallel zur Küste Richtung Westen auf der R337 und R329 zu bewegen.

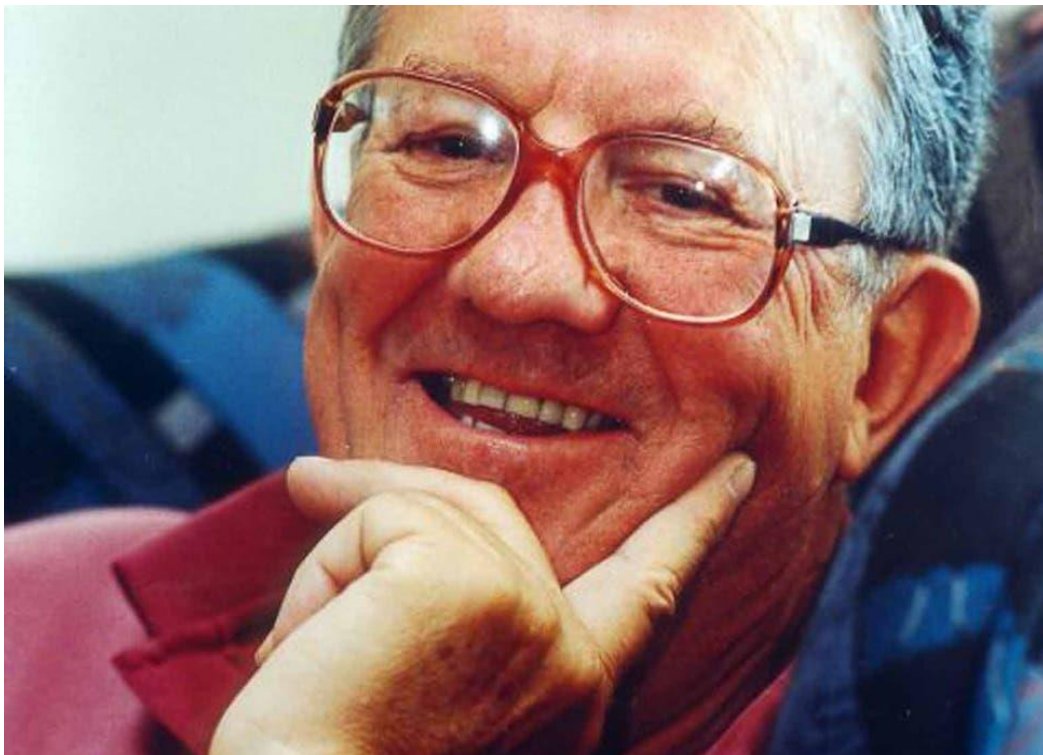
Dann biegt man auf die N9 nach Süden und über eine weitere, kurvenreiche Regionalstraße durchquert man die Ausläufer der Karoo bevor man in die dem Meer zugewandten grünen Berghänge und Täler erreicht, die sich hinab nach Knysna und die lagunenartige Flussmündung des Knysna River erstrecken. Die Stadt mit ihren ausgedehnten Villenvierteln, in denen viele Pensionäre aus England und dem Witwatersrand den Ruhestand und das immer warme Klima genießen ist von ebenso ausgedehnten Townships auf den gut bewaldeten Hügeln umgeben. Das mindert keineswegs ihre Anziehungskraft als Touristenmagnet. Ich wusste, dass die Diskrepanz zwischen öffentlich zur Schau gestelltem Wohlstand und öffentlich bekannter Armut kein Gesprächsthema ist. Schon gar nicht wenn man der herrschenden Klasse auf Grund der Funktion zugerechnet wird. Ist ja auch schwierig, wenn man im exklusiven Belvedere Hotel in einer der gut britisch eingerichteten Cottages untergebracht ist und von dienstbaren schwarzen Geistern jeden denkbaren Wunsch erfüllt bekommt.



„Du solltest dich vielleicht heute Abend besser zurückhalten!“, ermahnte mich meine kluge Begleitung, als wir unseren Wagen vor einer stattlichen Villa parkten, in der uns der Ken Owen, den sie noch gar nicht kannte, zum Abendessen erwartete. Ich war nach der langen Reise ohnehin zu erschöpft, um mich in meinem miserablen Englisch aufzuplustern und genoss den langen Abend umringt von den vielen Mitgliedern der Familie Owen, die sich versammelt hatte, um den vierten Advent zu feiern. Fragen danach, wie sich mein Heimatland nach der Wiedervereinigung entwickelt waren mir lieber als Fragen, wie ich die Entwicklung Südafrikas einschätze. Letztere wurden auch nicht mehr gestellt, nachdem die allgemeine Neugierde nach dem Grund meiner Reise mit der Antwort befriedigt war, dass ich seit meiner Kindheit nach Afrika wollte, aber erst jetzt die zweite Gelegenheit hätte, es zu tun.

Der kalte Krieg, das Wettrüsten, die Dauerbedrohung durch den kollektiven atomaren Selbstmord, die daraus resultierende Militarisierung und schließlich, nach langen Jahrzehnten der zähen Verhandlungen die Verträge, die den Wahnsinn beendeten und mit der noch fragilen Freiheit der Völker Osteuropas und der früheren Sowjetunion endeten waren Thema der Vorspeise. Beim

Hauptgericht herrschte trotz aller verbliebenen Skepsis große Zuversicht, dass Südafrika eine schwierige, aber glänzende Zukunft vor sich hat. Die Zuversicht wurde in bestem Oxford-Englisch vorgetragen und die angenehme Umgebung, das exzellente Essen wie die gut gelagerten Weine trugen dazu bei, die eurozentrische Weltsicht für den Rest des Abends abzulegen.



„This is Africa!“ hörte ich noch am nächsten Morgen eine Stimme in meine Träume rufen, bevor ich die Augen öffnete, um mich zu orientieren. Das Bett neben mir war leer. Vom Pool her hörte ich das Platschen des Wassers, das entsteht, wenn jemand hineinspringt. Der Blick auf die Uhr beruhigte mich. Es blieb genug Zeit für einige Minuten, um im Pool zu schwimmen. Nach dem Frühstück machten wir uns zu Fuß auf den Weg durch von schönen Gärten umgebene Villen zum Haus der Owens.



Wir trafen Ken und seine Gattin umringt von Freunden auf einem Grundstück eines großzügigen Neubaus in der Nachbarschaft. Es war nicht der einzige Neubau. Etwa zwanzig davon waren nahezu fertiggestellt: Weiße Mauern, grüne Dächer, solide Bauweise. Die Freunde werden mir als Kollegen von der Biermann Avenue, Rosebanks, Johannesburg vorgestellt, die dieselbe Zuversicht in die Zukunft Südafrikas haben, wie viele Menschen, die ich noch im weiteren Verlauf der Reise treffen werde. Ken und seine Gemahlin nehmen uns mit auf eine Sightseeing Tour.

Knysna scheint wie eine Mischung aus Kampen auf der Insel Sylt und Cap Antibes an der Cote Azur. Von Belvidere aus fährt man auf der N2 entlang der Lagune, durchquert die Stadt und biegt auf eine Straße am Ostufer der Lagune, die auf den östlichen der beiden steil abfallenden Felsvorsprünge, genannt ‚The Heads‘, führt und die Lagune auf eine Weite von knapp zweihundert Meter zum Meer hin öffnet. Durch die Heads zum Hafen von Knysna zu fahren scheint ebenso schwierig wie durch dieses enge Tor hinaus zu gelangen. Dennoch wurde von diesem Hafen aus das Holz aus den umliegenden Urwäldern verschifft. Die Straße zur Aussichtsplattform, von der aus man auf Hafen und Lagune hinabblicken kann, führt durch eine Ansammlung stattlicher Villen mit unverbaubarem Ausblick auf Meer, Lagune und Knysna. Die Preise für Grundstücke wie Häuser sind hoch, aber für die Besitzer dieser Urlaubshäuser, die den größten Teil des Jahres unbewohnt sind, ist der Preis wohl nicht entscheidend.

Auch der Grundstücksmarkt erwartet vom Regimewechsel eine Belebung und bessere Renditen. Die Gespenster der Vergangenheit scheinen gebannt. Es wird keine Verstaatlichung von Grund, Boden oder Eigentum geben. Nationalisierung wird es nicht geben; Industrie und Banken bleiben in privater Hand. Eine Agrarreform steht nicht an und wenn Land zurückgegeben werden muss, dann gegen Entschädigung zu marktüblichen Preisen. Die Elite der Finanzwelt und Industrie Südafrikas wie Britanniens ist bereits informiert über Inhalte der Verhandlungen und Ergebnisse der Macro-Economic Research Group, in der seit Jahresmitte hundert Wirtschaftsexperten, darunter zahlreiche ausländische Wissenschaftler, Mitglieder des ANC (Manuel, Ramos, Mbeweni, Alec Erwin u.a.), der SACP und Cosatu unter dem Vorsitz des ANC Wirtschaftsberaters Vella Pillay, das Wirtschaftskonzept der künftigen ANC-geführten Regierung erarbeiten. „Growth with redistribution“ lautet die Zauberformel, nach der eine expandierende Wirtschaft und ein durch disziplinierte Intervention des Staates beschleunigtes Wachstum Arbeitsplätze schafft und damit die vorher Unterprivilegierten am Wirtschaftsprozess beteiligt. Zehn Monate später wurden die Ergebnisse der Gruppenarbeit unter dem Titel „Making Democracy Work: A Framework for Macroeconomic Policy in South Africa“ im Rosebank Hotel in Johannesburg als Veröffentlichung des Institute for Development Studies auf XV und 330 Seiten gedruckt, vorgestellt.

Im November 1962, beschlossen die Vereinten Nationen die Resolution 1761, eine nichtverpflichtende Resolution über die Einrichtung eines ‚United Nations Special Committee against Apartheid‘ und rief zu wirtschaftlichen und weiteren Sanktionen gegen Südafrika auf. Alle westlichen Staaten missbilligten die Resolution und boykottierten das Committee. In London, der Hauptstadt des Widerstands formierte sich auch der Widerstand gegen den Widerstand. Die britische Regierung blieb hart. Sie sah weder den internationalen Frieden noch dessen Sicherheit gefährdet und erachtete Sanktionen als ungeeignetes Mittel, die Politik der südafrikanische Regierung zu beeinflussen. (Ariane Lisson: The Anti-Apartheid Protest vs Real Politik Volltext Internet). Es gibt eine Fülle an Literatur zum Thema Sanktionen und die Mehrheit der Autoren, versuchen nachzuweisen, dass die volkswirtschaftlichen Effekte marginal sind. Politisch scheinen sie enorm bedeutsam. Bis Ronald Reagan gab es den Begriff ‚Pariah Staat‘ später ‚Schurkenstaat‘ genannt noch nicht. Das ‚Reich des Bösen‘ war eine Vorform und sollte später wiederbelebt werden. Sanktionen in Form der Cocom-Kontrolle von Dual-Use-Technologien in Länder des Ostblocks haben jedoch beigetragen, den Rüstungswettlauf der achtziger Jahre mit dem Zusammenbruch des Ostblocks abzuschließen. Gegenüber Südafrika wurden diese Kontrollen eher lax angewendet. In Deutschland gab es z.B. nur eine Empfehlung aber keine Verpflichtung, Hard- oder Softwareexporte nach Südafrika oder die

Exportunterstützung für solche Vorhaben zu unterlassen. Auch für staatliche Kredite gab es wie in Britannien oder den USA kein rotes Licht, sondern ein lauwarmes gelbes Licht. Als F.J. Strauss, damals bayerische Ministerpräsident, 1987 zu einem Staatsbesuch nach Südafrika reiste, um wenig



später im deutsche Fernsehen an der Seite von B.W. Botha zu erklären, dass er fruchtbare Gespräche mit dem Präsidenten der südafrikanischen Republik geführt hat, dachte ich erst, er hätte ihm wie DDR Staatsratschef Erich Honecker ein paar Milliarden Deutschmark Kredit zugesichert, um den Übergang zur bayerischen Braukunst zu erleichtern. Wie wir heute wissen hat er das nicht, sondern ihm angeblich eine Botschaft Michail Gorbatschow übermittelt, dass das Interesse der Sowjetunion vor allem dem Ausbau des ‚europäischen Hauses‘ und guter Beziehungen mit den USA, aber nicht den Nebenkriegsschauplätzen in Afrika gilt. Ob P.W. Botha das nicht wusste, oder ob er daraus Honig saugen konnte wissen wir nicht, wohl aber, dass ihm das Wasser bereits bis zum Halse stand: Sein Staat war pleite, auch dank der Sanktionen.



Mandela hatte noch Ende 1990 vor einer Aufhebung der Sanktionen gewarnt: „To lift sanctions now would be to run the risk of aborting the process towards apartheid.“ Ende 1992 drängten Wirtschaft wie Parteien auf die Aufhebung der Sanktionen der Vereinten Nationen und der westlichen Länder vor allem aber der USA, die auch in den achtziger Jahren unter Präsident Reagan unter dem Druck des Kongresses die von Jimmy Carter begonnene Sanktionspolitik auf den Finanzsektor ausweiteten. Das war wohl der Kernbereich, in dem die Sanktionen Wirkung zeigten. Die USA, EG und ihre Einzelstaaten sowie das Commonwealth und Britannien handhabten die Sanktionen unterschiedlich. Südafrikanischer Wein, in Deutschland von der Anti-Apartheid-Bewegung als „Negerblut“ diskriminiert, durfte in die EU inklusive Britannien importiert werden, während die USA und das Commonwealth darauf verzichteten. Argentinien, Chile und Australien dürften sich gefreut haben!

Die Finanzsanktionen waren schmerzhafter: Der Kapitalabfluss aus Südafrika war beachtlich. Währungsverfall und Inflation von 12-15% pro Jahr waren die Folgen. Die ungünstigen Bedingungen des Kapitalabzugs von 1985, versuchte die Regierung durch die Einführung des ‚financial Rand‘ zu entsprechen. Letzterer wird gegenüber dem ‚commercial Rand‘ um 20-40% niedriger gehandelt, konnte aber den Abzug von 23,9 Milliarden Rand ausländischer Investitionen bis 1988 nicht verhindern. (Richard Knight: Sanctioning South Africa – Africa World Press 1990 Volltext Internet) Den Bürgern Südafrikas wurde 1985 verboten im Ausland zu investieren. Letztere Maßnahme hat wahrscheinlich einen vorzeitigen Kollaps verhindert und unter anderem zu einem Baumboom geführt, der 1989 mit 21% gegenüber dem Vorjahr seinen Höhepunkt im ersten Quartal 1989 erreichte.

Die Zuversicht kommt aus der Hoffnung dachte ich und dass sich nun alles zum Besseren wenden könnte und irgendwann auch die Devisenrestriktionen beseitigt werden, hörte ich beim Austernessen im Restaurant einer Austernfarm am Rande der Lagune nicht weit vom Bahnhof von Knysna, von dem aus man mit einer von einer fauchenden Dampflok gezogenen Nostalgieeisenbahn in die achtzig Kilometer entfernte Stadt George fahren kann. Wäre ich doch besser mit der Bahn gefahren, statt mich von Ken zu einem Dutzend Austern und einer Flasche saftigem Riesling zum Lunch einladen zu lassen, dachte ich, als ich später in der Cottage des Belvidere auf der Stoep im Schatten lag und mein Körper sich nicht zwischen Schweißausbrüchen und Schüttelfrost entscheiden konnte. Irgendwann hatten die Austern genug von mir und wollten wieder ins Wasser. Wie sie den Weg aus dem Klo zurück ins Meer finden ist nicht meine Sache, dachte ich. Gegen Abend ließ der Horror nach und im kühlen, abgedunkelten Schlafzimmer schlief ich erschöpft ein.

Als ich mich am nächsten Tag bei Ken Owen per Telefon verabschiedete und die Nachwirkungen des Austernessens erwähnte, meinte er, dass es oft nicht an den Austern liegt, aber dass manche Menschen allergisch auf Austern reagieren. Da ich in meinem Leben öfter Austern ‚fin claires‘ in den richtigen Monaten, die auf –er enden mit Vergnügen verspeist habe, waren mir solche Nachwirkungen unbekannt. Aber mit Mitte 40 bereits allergisch gegen Austern? Schien mir weit hergeholt und eher britischer Humor zu sein. Wahrscheinlicher ist, dass die Austern zu viel Arsen aus verschmutztem Wasser gespeichert haben und mein Körper nicht mehr als sieben Mikrogramm naturgegebener täglicher Dauerzufuhr an Arsen verträgt. Mehr als ein halbes Dutzend sollte ich nicht schlürfen, wenn die aphrodisiatische Wirkung keine letale sein soll.

Die N2, die von Port Elizabeth an der Küste entlang führt, wird ‚Garden Route‘ genannt. Nicht weil es dort besonders viele Gärten oder eine Gartenlandschaft gibt, sondern vielleicht, weil dort die Küstengebirge zur Meeresseite hin üppig grün bewachsen sind. Die Gegend um Knysna war, bevor die Briten dort den Hafen ab dem 17. Jahrhundert als Holzhafen nutzten, von einem Urwald bedeckt, von dem noch ein Teil im Garden of Eden, östlich von Knysna bei Brackenhill und dem sich anschließenden Harkerville State Forest besichtigt werden kann. Einen Teil des Parks kann man auf

Holzstegen erkunden. Die Urwaldkolosse ragen bis zu 40 Meter in den Himmel und ihre Stämme sind bis zu 4 Meter dick. Schilder informieren über Name und Alter. Die Outeniqua Mountains erreichen bis zu siebzehnhundert Meter Höhe und erstrecken sich achtzig Kilometer bis in den Rücken von George, das von Oudtshorn im Norden durch den gleichnamigen, atemberaubenden Pass zu erreichen ist. Von Knysna bis Wilderness führt die N2 am Meer entlang, dann führt sie weit von der Küste entfernt gut 200 km bis Riversdale durch trockene und von niedriger Buschvegetation geprägte Landschaft, der dann weitflächige, landwirtschaftlich genutzte Gebiete folgen. Die Sommerernte ist vorbei. Auf den Weizenfeldern suchen große Rinder- oder Schafherden nach den Resten der Ernte. Das typische Windrad, das benutzt wird, um Grundwasser in die Wasserlöcher zu pumpen, die als Tränken dienen, dreht sich auf vielen Höfen und Feldern. Städte wie Riversdale, Heidelberg, Swellendam, Riviersonderend oder Caledon liegen weit voneinander entfernt. Es sind jeweils fünfzig bis sechzig Kilometer zur nächsten Stadt im Westen. Im Norden begleiten die grünen Hänge der Langeberge unsere Fahrt durch den heißen Mittag Richtung Hermanus, einem Seebad an der Walker Bay, das ich vor zwei Jahren besucht hatte. Wir hatten dort ein Haus gefunden, das wie viele Häuser am Meer, von den Eigentümern und ihrer Familie nur zur Ferienzeit genutzt und gelegentlich vermietet werden, auch wenn es nur für eine Woche ist.



Im Januar 1991 war es ein Haus mit breiter Veranda direkt über einer von bizarren Felsskulpturen durchsetzten Bucht. No 2, 10th Street, Voelklip wie der Ortsteil östlich von Hermanus genannt wird, war die Adresse. Das Haus selbst wurde Ende der dreissiger Jahre im holländischen Stil gebaut und schien über fünfzig Jahre weder innen noch außen verändert worden zu sein. Die Möbelgarnituren, die gerüschten Vorhänge, die Vitrinen und Anrichten aus Mahagoni, die goldgerahmten Ölbilder, der siebenarmige Leuchter aus Messing, jede Lampe mit Lampenschirm aus Brokat mit floralen Elementen, dicke alte Perserteppiche, knarrende Dielen und das Ticken einer Standuhr versetzten mich in die Zeit meiner Kindheit. Ich fühlte mich geborgen. Daneben gab es ein Gesellschaftszimmer, das umgeben war mit Bücherregalen. Dort fand ich Churchills Kriegstagebücher neben George Orwells ‚1984‘, langweilige englische Gesellschaftsromane neben Oscar Wilde sowie einige Bildbände zu Natur, Kunst und Life Style. Ein kleiner Band ‚Mother Russia‘ ein kleiner roter Sowjetstern dazwischen und ‚Hindus‘ war auf dem Buchrücken zu lesen. Darunter eine Verlagslogo: Ein sich vierarmig nach oben reckender kahler Baum auf vier tiefen

Wurzeln stehend in einem langgestrecktem Oval. Maurice Hindus, Mother Russia, darunter wieder das Logo des Buchrückens, aber diesmal tragen die Äste Blätter. Links neben dem Stamm ein großes R, rechts ein großes U. Darunter: London 1944, Readers Union/William Collins. Auf der Innenseite erfährt man, dass es sich um eine allen Copyright Gesetzen konforme Lizenzausgabe einer Erstveröffentlichung von 1943 handelt.

Es war früher Nachmittag, die anderen waren kurz nach der Ankunft damit beschäftigt ein spätes Lunch vorzubereiten oder saßen auf der Veranda und hörten Hans beim Gitarrespielen zu. In einem bequemen Sessel sitzend erfuhr ich, dass ‚Hindus‘ vor zwanzig Jahren zum ersten Mal für das ‚Century Magazine‘ nach Russland fuhr und seine Eindrücke in einem Buch mit dem Titel „Broken Earth“ geschildert hat. „Ich fuhr nach Russland mit einem einzigen Vorsatz: Den Leuten zuzuhören. Ich benutze das Wort ‚people‘ nicht im englischen sondern im russischen Sinne und demnach bedeutet es die dunklen Massen; das ist der Muschnik, der Kleinbauer. Letztlich ist er Russland und nicht das Russland, das diplomatische Noten schreibt, Ultimaten stellt, Verträge unterzeichnet, Botschafter unterhält, ausländischen Korrespondenten Interviews gewährt, sondern das Russland, das sich plagt, produziert, kämpft und stirbt...“ Im weiteren Text des Vorworts erfahre ich dass der Autor den Terror in Stalins Russland durchaus sieht, aber: „Eine Revolution bedeutet nun einmal Bürgerkrieg, die brutalste Form des Konflikts, den die Menschen kennen. Je größer das Land, desto komplizierter sind seine Probleme, je größer die rassischen oder nationalen Unterschiede, desto ehrgeiziger sind die revolutionären Programme, je kräftiger sich die Opposition im In- oder Ausland regt, desto grausamer wird der Terror sein – ein Terror, der meist Unschuldige ebenso wie Schuldige in den Untergang fegt. Aber wenn man von Russland nur und hauptsächlich in Begriffen von Terror und Gräueltaten redet, dann ist das so, als ob man die Revolution Cromwells hauptsächlich und ausschließlich an dem Massaker in Irland misst oder den amerikanischen Bürgerkrieg an den Verwüstungen durch die Armeen des Nordens...oder die Französische Revolution an der Guillotine....Es ist eine unleugbare Tatsache, dass, wie kostspielig der Prozess des revolutionären Wandels auch immer ist, er zur Rettung der Nation beigetragen hat.“

Johnny, der jüngste Sohn meiner Freunde aus Stellenbosch, mit denen wir für vier Tage in das Haus am Meer gefahren waren, rief mich zum Essen auf die Terasse. Hans, Gabi, Gisèle, Liz, Anne und Joseph hatten dort bereits an einer Tafel für acht Personen mit Blick auf das in der Nachmittagssonne glitzernde Meer Platz genommen. Es gab eisgekühlten Weißwein von Bellingham, verschiedene Salate und Bobotie, eine Art malayisches Musaka. Alles ganz lecker, bis Hans Pfitzinger begann sich über die kriegslüsternen Amerikaner zu erregen, die am Vortag Tagen die Operation ‚Desert Storm‘ eingeleitet hatten, um die Irakischen Truppen aus dem von Saddam Hussein besetzten Kuwait zu vertreiben. Es sei ein Krieg ums Öl und die Interessen der amerikanischen Ölkonzerne mit dem Ziel die Region unter Kontrolle der USA zu bringen. Die Bundesrepublik würde sich mit den von Kanzler Helmut Kohl zugesagten Milliarden zwar vom Krieg freikaufen, ihn aber trotzdem unterstützen. Das alles hätte nach der erfolgreich durchgesetzten Wiedervereinigung Deutschlands und der Eingliederung der DDR in die NATO vor allem das Ziel die Ohnmacht Russlands klar zu machen und die Macht der einzig verbliebenen Supermacht zu demonstrieren. In letzterem stimmte ich mit ihm überein. Allerdings hielt ich die Durchsetzung der UNO-Resolution und des Grundsatzes der Anerkennung bestehender Grenzen gerade nach dem Zusammenbruch des bipolaren Systems für eine der Voraussetzungen einer halbwegs erträglichen Zukunft. Michail Gorbatschow war damals noch Präsident der Sowjetunion und George Bush Präsident der USA. Zwei Monate vorher hatten beide sowie die Präsidenten aller Staaten der NATO und der Warschauer Vertrages die Charta von Paris unterzeichnet, das Dokument, das den ‚Kalten Krieg‘ offiziell für beendet erklärt hat. Im Taumel der Wiedervereinigung, der ersten gemeinsamen Wahlen und dem Gewinn des Titels der Fußballweltmeisterschaft in Italien wollte man in Deutschland nun nicht von Sondermeldungen über Kriseninterventionen gestört werden. Krisen konnte man durch ‚vernünftiges‘ Krisenmanagement lösen. Saddam Hussein hat sich für eine andere Option entschieden. Er beschießt israelische Städte mit umgerüsteten Scud-Raketen, deren Gefechtsköpfe chemische Kampfstoffe im Zielgebiet freisetzen

könnten. Die Schwester unseres Gastgebers in Jericho und seine Mutter in Tel Aviv müssen seit acht Tagen die Nächte mit Gasmasken im Bunker verbringen. Gisèle hat zusammen mit Liz das wenig fruchtbare Gespräch beendet. Hans und ich blickten stumm aufs Meer, während die Familie den Tisch für das Dessert vorbereitete.

Irakische Streitkräfte waren am 2. August 1990 nach Kuwait eingedrungen und hatten Kuwait City zwei Tage später eingenommen. Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen forderte den sofortigen Rückzug und verhängte am 6. August Wirtschaftssanktionen gegen den Irak. Am 8. August kündigte Präsident George Bush den Beginn von „defensiven“ Militärationen an, die Operation ‚Desert Shield‘. Die ‚Arabische Liga‘ verurteilte am 10. August mit Mehrheit die Besetzung Kuwaits und beschloß die Aufstellung einer Friedenstruppe zum Schutz Saudi-Arabiens, an der sich auch Ägypten, Marokko und Syrien beteiligten. Zwei Tage später bot Saddam den Rückzug an, wenn auch Israel sich aus den 1967 besetzten Gebieten und Syrien sich aus dem Libanon zurückzieht. Vier Tage später lässt die irakische Regierung 4.500 Briten und 2.500 US-Bürger in Hotels internieren. Der Konflikt eskalierte weiter und am 29. November stellte der Sicherheitsrat der VN dem Irak ein Ultimatum für den Rückzug aus Kuwait bis zum 15. Januar 1991. Bis dahin hatte eine Koalition von 34 Staaten unter der Führung der USA eine Streitmacht von 660.000 Soldaten im Konfliktraum disloziert. Die Seewege wurden seit Ende August und der Luftverkehr seit Ende September kontrolliert. Am 12. Januar hatten beide Häuser des Kongresses der USA den Militäreinsatz gegen den Irak beschlossen. Am frühen Morgen des 17. Januar begann die Koalition die Durchsetzung der Resolution der Vereinten Nationen mit einem massiven Luftkrieg. Nun kamen alle die modernen Waffen zum Einsatz, die in den letzten beiden Jahrzehnten für den europäischen Kriegsschauplatz entwickelt und produziert wurden aber weder dort noch woanders eingesetzt worden waren. Es war der erste moderne Krieg, der mit von Computern gesteuerten und vernetzten Kommandostrukturen und Waffensystemen der drei Teilstreitkräfte geführt wurde. Die Wirkung der Marschflugkörper, der weitgehend präzisionsgesteuerten Munition, der Streubomben und elektronisch ins Ziel gelenkten Luft-Luft- oder Luft-Bodenraketen war verheerend. Der Irak verlor in kurzer Zeit alle Luftabwehrstellungen und Leitzentren der Luftwaffe. Am 18. Januar beantwortete Saddam den Angriff mit dem Abschuss von fast 100 Scud-B Raketen auf Israel und Saudi-Arabien. Die Schäden waren im Vergleich zu denen, die die Luftstreitkräfte der Koalition in den folgenden Wochen der Infrastruktur des Irak zufügten, eher geringfügig. Es gelang Saddam nicht Israel zur Teilnahme an diesem Krieg zu provozieren, meinen manche. Wohl auch möglich, dass die USA Israel erfolgreich davon abhielten.

‚The Cape Times‘, die ich jeden Morgen von der nahen Tankstelle holte, berichtete ausführlich und reich bebildert vom Krieg. Die Kommentare waren einhellig: Ein gerechter Krieg gegen einen Schurkenstaat. Davon, dass dieser Krieg auch etwas mit Südafrika zu tun haben könnte, war nicht die Rede. Die Zukunft des Landes war keineswegs gesichert. Viele rechneten mit dem Widerstand nicht nur der Afrikaner gegen die Kapitulation des Präsidenten de Klerks. Diese Widerstandsbewegung könnte möglicherweise nicht nur die beträchtlichen Waffenarsenale sondern auch nukleare Sprengköpfe unter ihre Kontrolle bringen. Ein Militärputsch war nicht auszuschließen. All denen, die sich in diese Richtung Hoffnungen machten, gab dieser Krieg eine eindeutige Antwort: In der neuen Weltordnung würden die Vereinigten Staaten keiner Macht erlauben eine dominante regionale Position gegen die Interessen der USA zu behaupten. Es war auch klar, dass die USA den Verstoß Südafrikas gegen den Nichtverbreitungsvertrag von Atomwaffen, nicht weiter tolerieren würden.

Die letzten fünf Jahre, in denen ich mich mit Sicherheits- und Rüstungskontrollpolitik beschäftigt hatte, haben mich scheinbar zum ‚Realpolitiker‘ gemacht, dachte ich mit Blick aufs Meer. Die Ebbe war auf ihrem Höhepunkt und aus der wasserlosen Bucht ragten wieder diese bizarren Felsen. Der Tisch war abgeräumt, Hans, Gabi, Liz und die Kinder verschwunden. Nur Gisèle blickte mit mir aufs Meer. Wir hatten nur noch zwei Tage, die wir zusammen verbringen konnten, dann sollte ich zurück nach München fliegen und sie alleine bei meinen Freunden zurücklassen. Bernard würde seine

tägliche Behandlung mit Nay Tumorin fortsetzen, bis sie die Behandlung in Eigenregie in München übernehmen kann. Wir waren sehr glücklich dort auf der Terrasse mit Blick aufs Meer.



Es war ruhig. Selbst das ständige Geräusch der Brandung schien verstummt. Wir mussten nicht viel reden, weder über Saddam, noch über ihren Krebs. Wir hatten uns nach zwei Jahren an ihn gewöhnt und immer noch Hoffnung, dass es irgendwie weiter geht. Wir waren uns eins, dass wir noch einmal hierher kommen wollten, um ein paar Wochen die wundervolle Luft und Aussicht zu genießen.

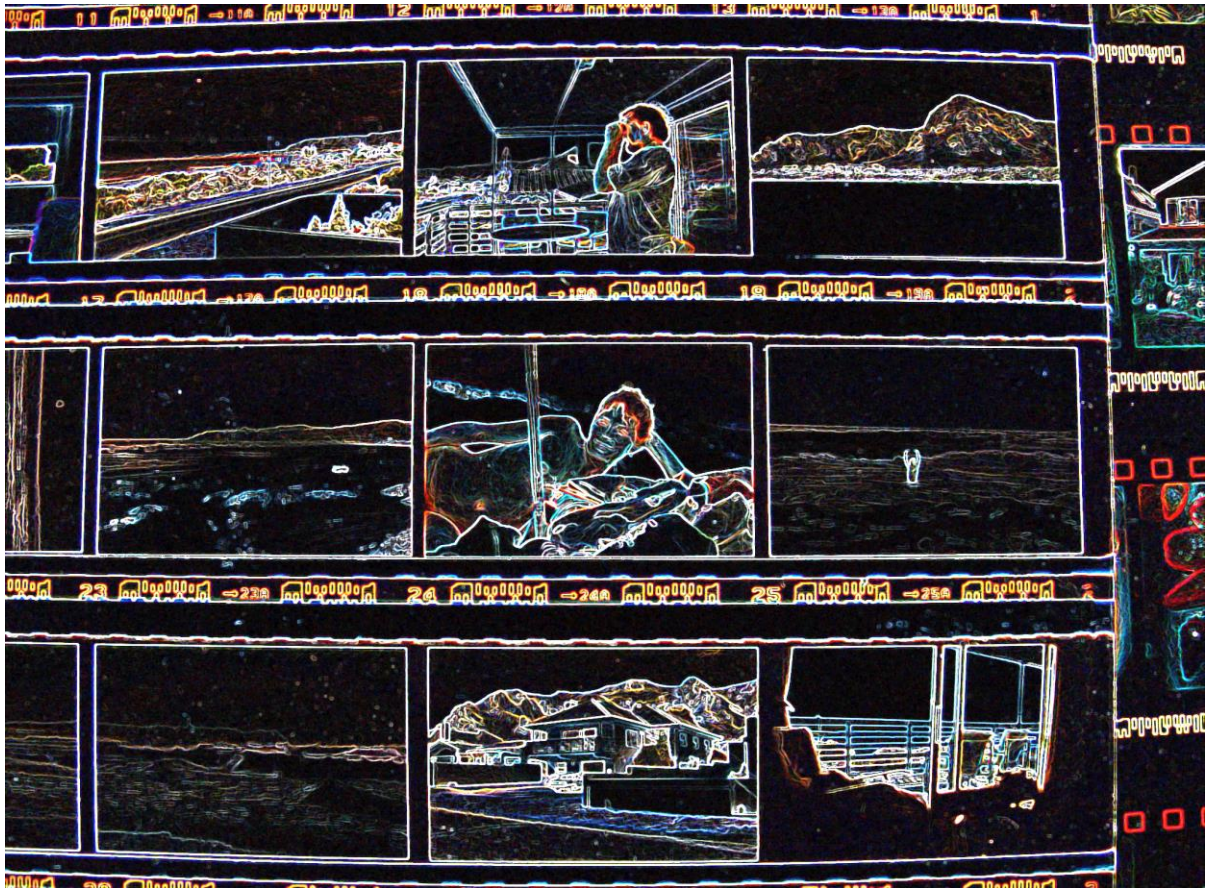
Das sollte nicht mehr geschehen. Gisele starb knapp ein Jahr später in einer Klinik am Starnberger See. In ihrem letzten Willen hatte sie eine Seebestattung festgelegt. Im Juli 1992 forderte mich das Krematorium des Münchner Ostfriedhofs auf, entweder einen Urnenplatz oder eine Seebestattung zu „buchen“. Ich kontaktierte entsprechende Bestattungsunternehmen und es stellte sich heraus, dass solche Beisetzungen vor allem in der norddeutschen Bucht erfolgen. Man fährt mit dem Schiff von Cuxhaven aufs Meer. Der Kapitän übernimmt, falls man keinen Priester wünscht, die Bestattung und entleert nach einigen passenden verbalen Kraftakten der Trauer den Inhalt der Urne ins Meer. Ich stellte mir einen regnerischen, windgepeitschten Tag auf dem Meer bei Cuxhaven vor und war überzeugt, dass Gisele nie an die Nordsee gedacht hat. Ich erzählte Liz davon am Telefon und sie hatte eine einfache Lösung: „Bring doch die Urne nach Südafrika! In Hermanus mieten wir ein Fischerboot und streuen die Asche in die Walker Bay.“ Eine entsprechende Rücksprache mit dem Ostfriedhof ergab, dass dem nichts entgegensteht, außer einer Bestätigung einer südafrikanischen Friedhofsverwaltung, in der diese die Bereitschaft zur Aufnahme der Urne erklärt. So etwas hätte ich beizubringen, dann würde die Urne per Luftfracht nach Kapstadt geschickt. „Im Fluggepäck können Sie die Urne fei nicht mitnehmen. Das müssen schon wir erledigen!“, wurde ich belehrt.

So gelangte die Urne schließlich Ende August 1992 in das kleine Kloster der Norbertiner in Kommetje an der Westküste der Kaphalbinsel. Father Smit, ein belgisches Ordensmitglied war voller Verständnis für den Wunsch einer katholischen Belgierin nicht in der Deutschen Bucht sondern im Meer an der Südküste Afrikas ihre letzte Ruhestätte zu finden.



Das Haus in Hermanus von 1991, No 1, 10th Street, das mit der Veranda, dem Meerblick und den alten Büchern war für die Zeit vom 22. Dezember bis zum zweiten Januar 1993 schon gebucht. Liz hat für uns ein anderes Haus an der 10th Street gefunden. Den Schlüssel holten wir in einem Café an der Main Road in Hermanus ab. In einem Rebel Liquor Store direkt gegenüber kauften wir alles, was man an Grundausrüstung so braucht. Den Rest besorgten wir in der kleinen Shopette an der 10th Street. Dann fuhren wir erwartungsvoll Richtung No 202. Schließlich fanden wir ein modernes, einstöckiges Haus mit dieser Nummer. Garage und Dienstbotenwohnung im Erdgeschoss. Von dem großen Balkon vor dem Wohnzimmer im ersten Stock hat man einen 180 Grad Blick über üppiges Grün auf das Meer. Die Räume sind hell, die Einrichtung angenehm. Es sieht aus, als ob die Bewohner mal eben außer Haus sind. Die Bücherregale voller Kunstbände, ein Klavier, ein paar schöne Ölbilder und diverse dekorative Kleinteile lassen darauf schließen, dass die Besitzer Menschen mit Sinn für die schönen Künste sind. Ein Masterbedroom und drei kleine Kinder- oder Gästezimmer mit insgesamt acht Betten deuten auf eine Großfamilie. Ein paar Freunde finden zudem noch Platz im Erdgeschoss. Dort fand ich endlich zehn Tage Zeit um meinen Bericht für meinen Auftraggeber vorzubereiten sowie einige Notizen über meine Reise in mein privates Tagebuch einzutragen, die ich hier zusammengefasst habe. Es waren wundervolle Tage dort direkt gegenüber dem Südpol unter der Sonne Afrikas.

Am 7. Januar 1993, dem Geburtstag von Gisèle Schrama wollten wir mit unseren Freunden mit einem Fischerboot in Kommetje hinaus aufs Meer fahren, um die Asche ins Meer zu streuen. Aber als wir am Haus des Fischers ankamen trafen wir nur seine Frau dort an. Sie war sehr erstaunt uns zu sehen, denn ihr Mann war seit Stunden auf See um zu fischen. Er hatte uns gestern erwartet. Wer auch immer in diesem Fall geirrt hat spielte keine Rolle mehr.



Die Bestattung war an diesem Tag nicht mehr möglich und da ich samt Begleitung am 8. Januar zurück nach München musste einigten wir uns die Situation zu bewältigen wie Scarlett O'Hara in ‚Gone with the wind‘: „Tomorrow is another day!“ und vereinbarten die Aktion auf ihren nächsten Geburtstag im Jahr 1994 zu verschieben. Also gaben wir die Urne zurück an Father Smith, der sie zurück in die Nische des Columbarium seiner Klosterkirche stellte. Ich gab ihm ein paar hundert Rand für eine Seelenmesse an ihrem Namenstag und versicherte ihm, dass wir nächstes Jahr wiederkommen würden, um sie auf See zu bestatten.

Dazu ist es allerdings auch nicht gekommen. Aber warum und wie und wann die Seebestattung dann doch mit großer zeitlicher Verzögerung von statten ging ist eine andere Geschichte, die den Rahmen dieses Essays sprengen würde. In der Zwischenzeit hat Father Smit sogar dank weiterer Spenden an sein Kloster eine Gedenktafel an der Kirchhofmauer angebracht.

